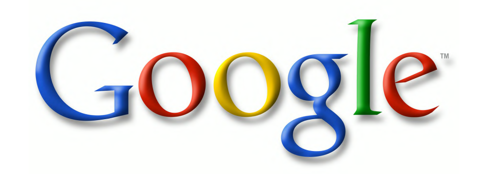
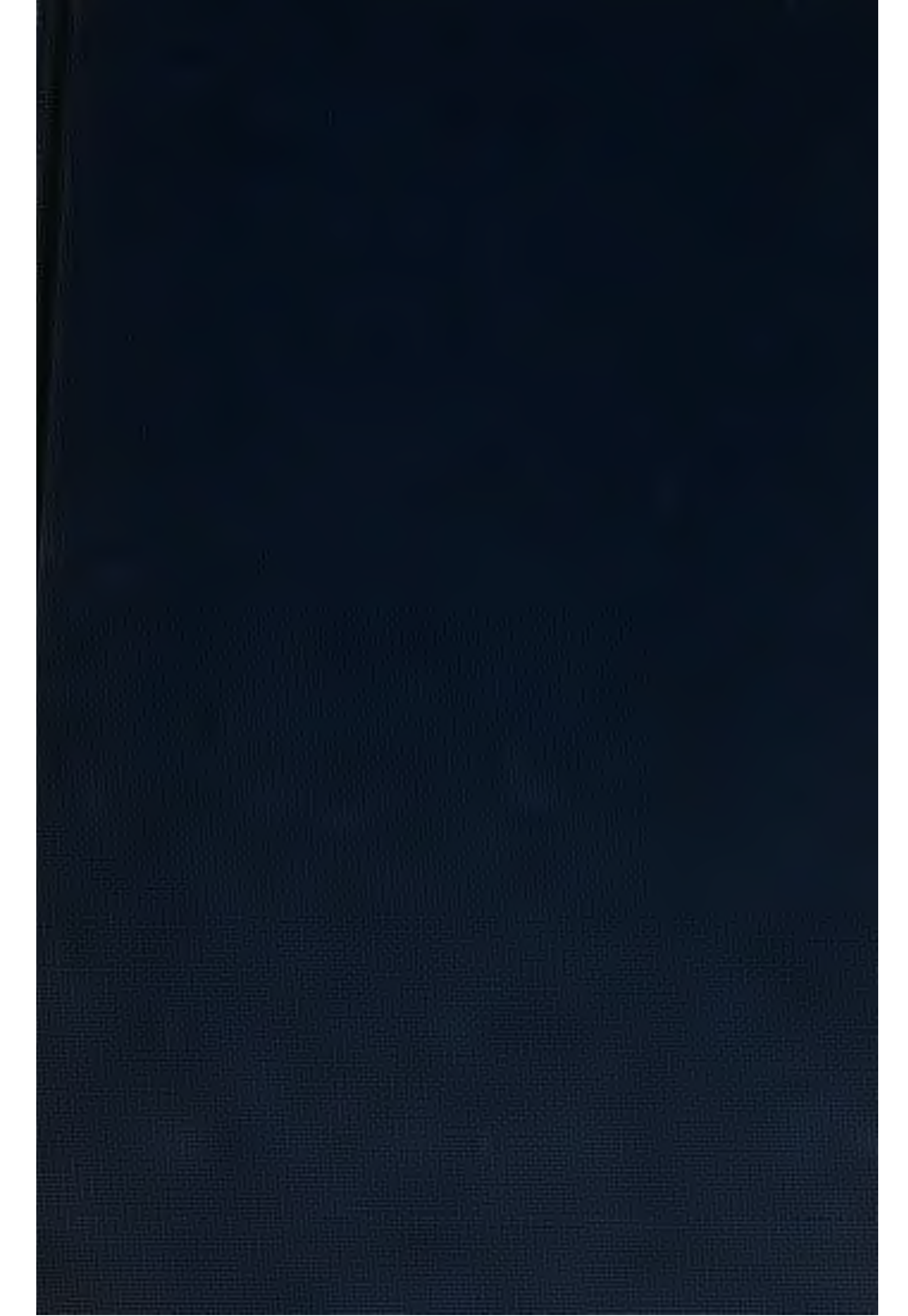
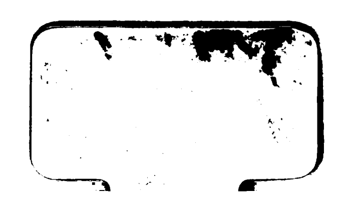
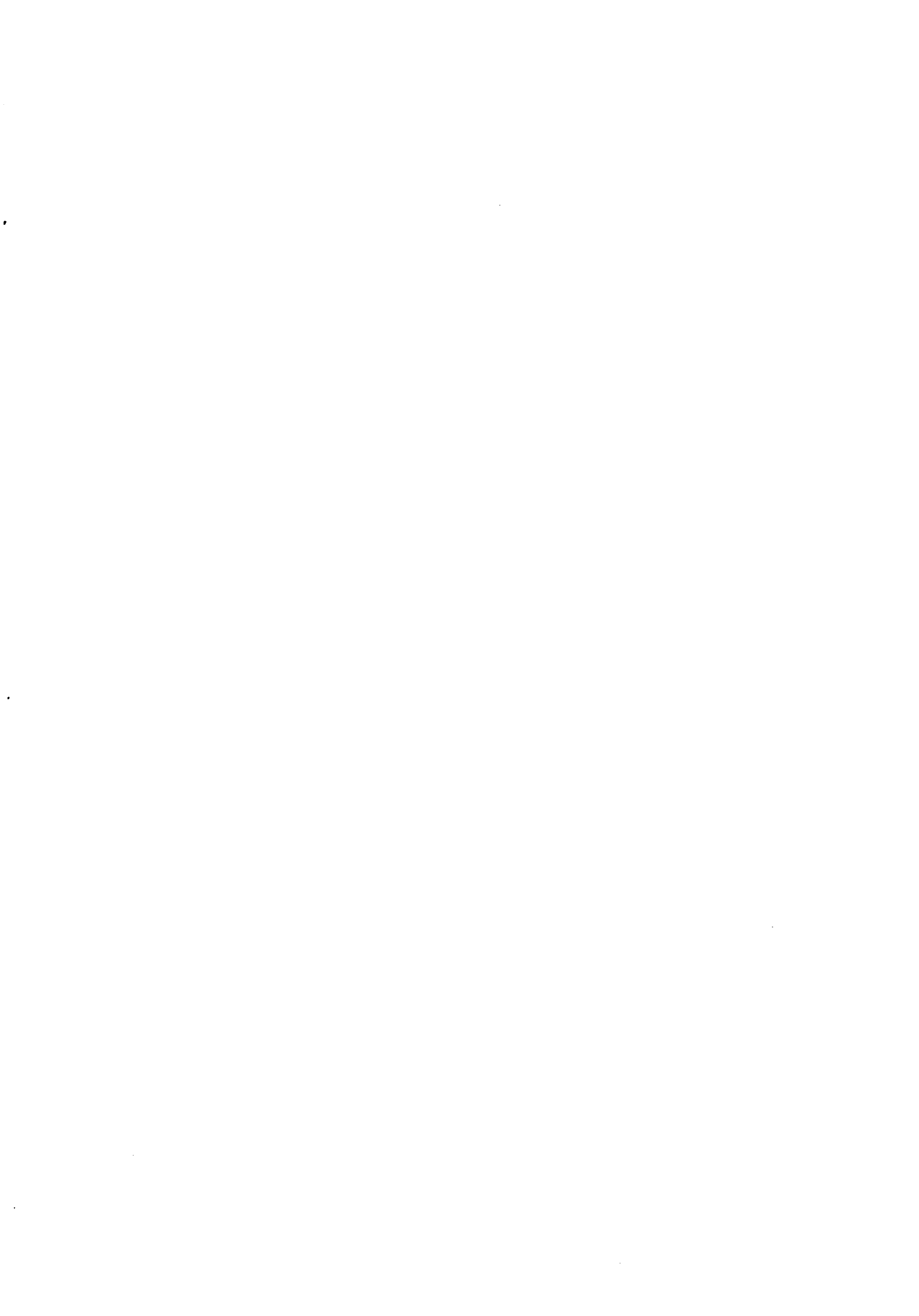


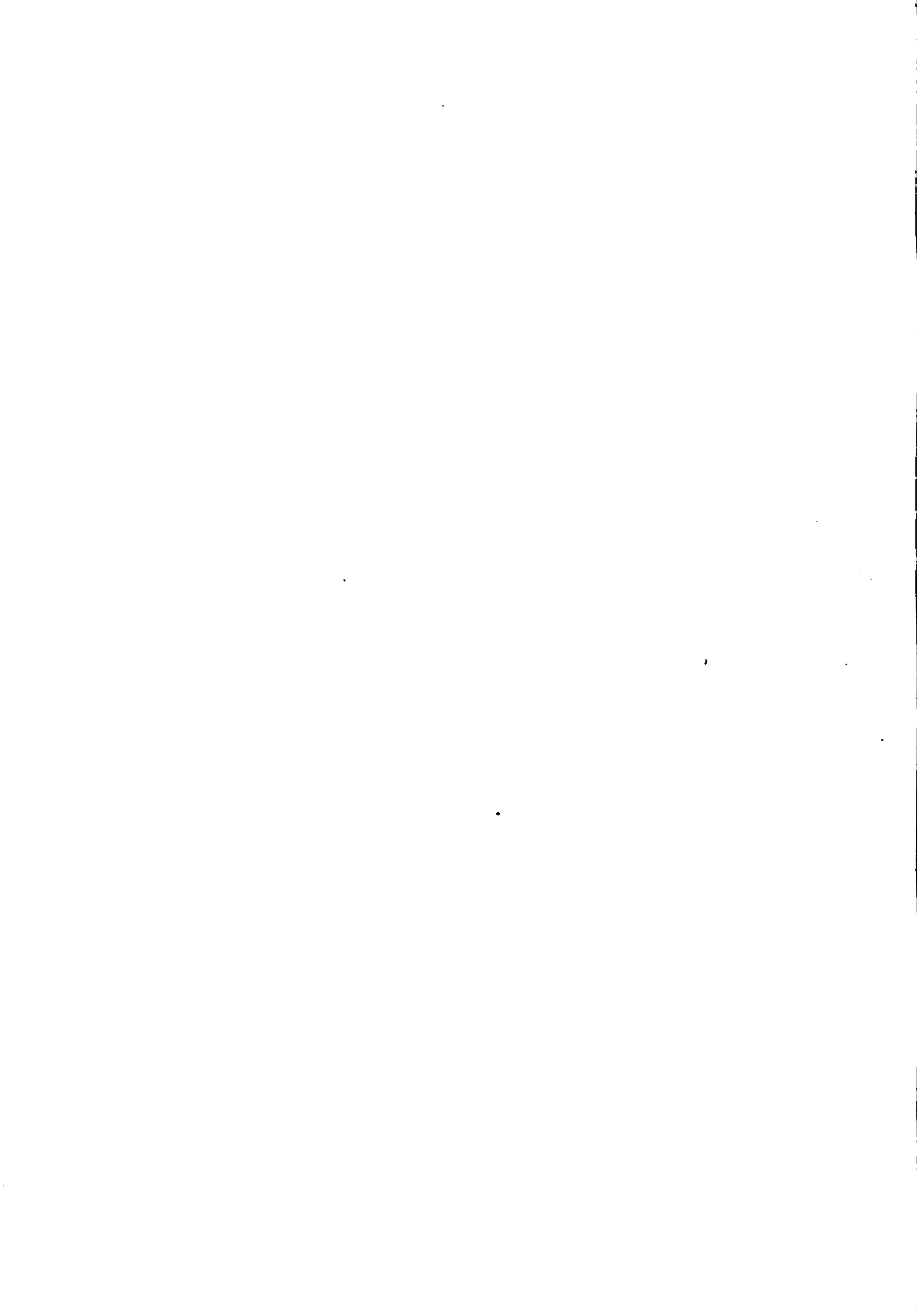





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA







Grillparzer's

Ansichten

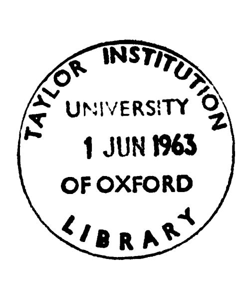
über

Literatur, Bühne und Leben.

Aus Unterredungen mit

Adolf Foglar,
k. k. Landesgerichtsrath.

Wien, 1872.
Verlag der Ed. Hügel'schen Buchhandlung.



Vorrede.

Indem ich diese Aufzeichnungen der Oeffentlichkeit übergebe, glaube ich den zahlreichen Verehrern des dahingeschiedenen Dichters und Patrioten, sowie einem künftigen Biographen einen dankenswerthen Dienst zu erweisen, einen Dienst, der nicht ohne Opfer von meiner Seite ist, denn ich entäußere mich hiemit eines mir seit Jahren lieb gewordenen, geheim gehüteten Privatbesitzes.

Seit dem ersten Tage, als ich (am 5. December 1839) Grillparzer kennen lernte, bis in die jüngste Zeit habe ich sein Zimmer stets mit weihevoller Ehrfurcht betreten und belehrt und erhoben verlassen. Eine solche Stimmung ist geeignet, das in die Seele Aufgenommene zu bewahren.

Ich darf verbürgen, daß hier nicht nur der Inhalt, sondern auch die Worte getreu wiedergegeben sind. Wer Gelegenheit hatte, mit Grillparzer öfter zu verkehren, wird in diesen Aufzeichnungen seine eigenthümliche Redeweise, seine Anschauungen und Meinungen erkennen.

Die Lücken in den »Unterredungen« berühren theils noch lebende, theils unseren Zeitgenossen bekannte verstorbene Perso-

nen in einer Weise, daß ich mich verpflichtet fühle, solche mir zuweilen mit dem ausdrücklichen Beisatze: »Das sag' ich nur zu Ihnen« von Grillparzer gemachte Aeußerungen zu unterdrücken, einmal um sein Vertrauen nicht zu mißbrauchen, und dann um Niemanden zu verletzen. Doch gilt diese Ausnahme nur für Mittheilungen über Personen; Urtheile über die Werke und das Wirken von Männern der Oeffentlichkeit fand ich nicht auszuschließen.

Doch behalte ich mir vor, zu günstigerer Zeit auch das zu veröffentlichen, was jetzt aus mancherlei Rücksichten unterdrückt werden mußte.

Endlich blieb auch hinweg, was nur auf die Bestrebungen, Irrungen und Schicksale des »österreichischen Wilhelm Meister« (wie Grillparzer mich scherzweise zu nennen pflegte) Beziehung hat.

Als Beweis, mit welch' liebenswürdiger Theilnahme Grillparzer strebende Talente belehrte und ermunterte, diene der angeschlossene Brief an einen frühverstorbenen jungen Dichter.

Auch seine an mich gerichteten Briefe zeigen den edlen Charakter des seltenen Mannes, der, oft verkannt und tief verletzt, doch immer zur Entschuldigung Anderer bereit war. Zugleich mögen diese Briefe mich, dem Publicum gegenüber, über mein Verhältniß zu Grillparzer legitimiren.

Am 5. December 1839.

Ich fand den Dichter eben mit ämtlichen Arbeiten beschäftigt, im Gespräch mit einem Beamten, der sich bei meinem Eintritte entfernte. Nach gegenseitiger Begrüßung übernahm er das Manuscript eines Dramas »Cosimo von Medici« aus meinen Händen und bemerkte:

»Ja! Sich mit Poesie zu beschäftigen, ist, besonders in dieser prosaischen und miserablen Zeit, sehr edel, doch nicht räthlich, sich in unseren Staaten ganz der Literatur zuzuwenden.

»Ich werde Ihnen meine Ansicht darüber aufrichtig mittheilen.«

Ich: »Ich bitte, ein strenges Urtheil zu fällen.«

Grillparzer: »Nein! Mir wird dabei ängstig; denn ich fürchte immer ein Talent zu unterdrücken. Ich weiß das aus Erfahrung. Ich fing etwa zehn Jahre später an als Sie, mich ernstlich auf Poesie zu verlegen, weil mir Jemand, dem ich Kennerschaft zuschrieb, abgerathen hatte. Auch ist nichts so schwierig für den Dichter und Beurtheiler, als das Drama in Deutschland. Ausgenommen Halm, Bauernfeld im Lustspiel und Raupach —«

Ich: »Man lobt auch Grabbe —«

Grillparzer: »Er ist gestorben! Er hatte mehr Genie, und ich glaube, Talent sei doch auch erforderlich.«

Ich: »Ich kenne seine Werke noch nicht. Ich hörte ihn nur loben.«

Grillparzer: »So kennen Sie seine Werke nicht? Da fällt mir ein Stein vom Herzen! Ich fürchtete schon, Sie hätten ihn vielleicht in seiner Formlosigkeit nachgeahmt. — Man liest zu viel. Schiller und Goethe sind uns einzige Muster. Konnten sich solche Geister in die Form beugen, warum nicht wir? Darin besteht ja nicht die Genialität. — Sie studieren noch?«

Ich: »Ja.«

Grillparzer: »In Ihrem glücklichen Alter ist man mehr subjectiv und wird im Drama leicht zu lyrisch; außer man findet einen solchen Stoff, wo man sich, wie man es fühlt, aussprechen kann, ohne in jenen Fehler zu verfallen. — Nun! Sie wählten die Zeit der Medicäer. Diese war eine poetische; denn manche Abschnitte in der Geschichte sind wahrhaft prosaisch. — Hatten Sie die Darstellung auf der Bühne vor Augen?«

Ich: »Nein; denn ich weiß, wie schwer es ist, ein dramatisches Werk auf eine gute Bühne zu bringen.«

Grillparzer: »Nun, das ließe sich schon machen. Doch ist es rathsam, das Theater zu berücksichtigen, weil da manches Schwankende hinwegfällt; nur nicht den Schauspieler, sonst wird es eine alltägliche Handwerksarbeit. — Die Aufführung ließe sich bewirken. Wir haben ja nicht so viele Stücke, und neue, besonders gute, mangeln. — Mich freut es, wenn ich zu Ihrer Vollendung etwas beitragen kann. Leben Sie wohl!«

Am 30. December 1839.

Nach einer sehr eingehenden, aufmunternden Beurtheilung meines Trauerspiels fuhr Grillparzer fort:

»Endlich ist die Aufführung zu wenig berücksichtiget. Der junge dramatische Dichter soll sich in das Parterre versetzen und zuschauen im Geiste, ob eine Person rechts oder links zu stehen kommt? ob sie die oder die Hand hebt oder senkt? sitzt oder steht? ja, so zu sagen, jeden Knopf am Kleide derselben sehen. Durch eine solche lebhafte Vergegenwärtigung muß das Werk gewinnen. Wenn ein Drama nicht auf die Bühne kommt, so ist es meistens darin verfehlt, daß man es sich nicht rein vorstellen könnte. Goethe sagt recht bezeichnend in seinen hinterlassenen Schriften: »Das Drama ist Gegenwart.« Handlung will man. Das Drama ist nicht ein See, wie Viele meinen, sondern ein Strom — ein Conflict von Leidenschaften. — Man wähle einen Stoff, wo alle Strahlen in Einen Punkt zusammenführen. Was nützt es, wenn ich die ganze Wand bemale? Dann habe ich wohl Bilder, aber kein Bild. Das Drama muß eben ein Bild sein; man muß es überschauen können. Man spricht jetzt in Deutschland, daß eine neue Poesie aufkomme in unserer Zeit. Das finde ich lächerlich. Wer soll denn diese neue Poesie erfunden haben? Alles hält sich an Theorien, die sich schon dadurch als unzureichend bewähren, daß die besten Köpfe nichts darnach hervorbringen können.

So geht es unserem talentreichen Immermann; er ist klug genug, das einzusehen und wirft sich jetzt auf den Roman und die Novelle. — Ich weiß zwar, daß man heutzutage sehr für die Historie stimmt, und Raupach's Tragödien haben dazu

beigetragen. Dieser Dichter, der sonst so große Wirkungen hervorbringt, befriedigt in den Hohenstaufen nicht.

Durch Raumer's Geschichte der Hohenstaufen kann man eben so begeistert werden, als durch Raupach, der sie in Fragen und Antworten gebracht hat. Begeistert kann man durch Wissenschaft auch werden. Ein mathematischer Satz, wenn man ihn durchdrungen hat, kann begeistern. — Aber man darf der Geschichte nicht die Poesie zum Opfer bringen. Shakespeare's Geist gehört zu einem historischen Drama. Und selbst im Heinrich IV. (dessen erster Theil noch von der halben Welt dem Shakespeare abgesprochen wird) interessirt uns wohl mehr das Komische als das Historische, so viel auch Tieck darüber predigt. Tieck ist ein sehr geistreicher Mann, aber er konnte doch selbst in seinen Dramen keine Vereinigung nach dem Mittelpunkt treffen. Auch sind es ja nicht die historischen Schauspiele, welche Shakespeare den großen Ruhm verschafften, sondern mehr Lear, Hamlet, Macbeth &c., wo er sich den Henker um die Geschichte kümmerte! — In Goethe's Egmont bildet wohl der große Befreiungskampf den Hintergrund; aber wie schön tritt der Held in der Episode mit Klärchen hervor! — So schimmert durch Schiller's Wilhelm Tell auch die Befreiung der Schweiz; aber Tell ist doch eigenthümlich und individualisirt und der Mittel- und Haltpunkt des Ganzen. — Und wer weiß, ob Wallenstein nicht noch gewonnen hätte, wenn der Dichter bloß den letzten Theil, Wallenstein's Tod, bearbeitet hätte, was auch, wie Viele behaupten, die ihn persönlich kannten, sein Plan gewesen sein soll.

Die nordische und böhmische Geschichte hat noch viele Helden, die nicht bearbeitet wurden. — Carl XII ·· ist zwarin

gewisser Hinsicht ein großer Charakter, doch auch wieder so voll Launenhaftigkeit und Starrsinn bis zur Verzerrtheit, daß ich fürchte, es würde zu wenig Gefühl und Theilnahme hineinkommen.«

Am 2. Februar 1840.

»Ich muß diesen Sommer eine größere Reise der Gesundheit wegen unternehmen; denn wer sich mit Literatur beschäftigt, ist genöthigt, sich anderseits zu erholen; in der Sache selbst findet er in Oesterreich keine Erholung. Ueberhaupt ist jetzt in Deutschland ein polnischer Landtag!«

Am 11. Februar 1840.

»Der Stoff zu einem Trauerspiele Carl XII. ist einer von denen, wo Alles auf die Ausführung ankommt und wo man nicht im voraus das Gelingen oder Mißlingen bestimmen kann — so wie bei dem, der fragte, wie weit es nach Athen sei und wie lange er dahin brauchen würde? und der zur Antwort erhielt: »Geh!«

Carl war nur ein wilder Kerl, freilich ein ehrlicher, aber anderen Menschen so unähnlich und so excentrisch, daß zu wenig menschliches Handeln bei ihm erscheint. Ich muß gestehen, wenn ich diesen Stoff zur Aufgabe bekäme, ich wüßte nicht, wie ich ihn behandeln sollte. — Er scheint mir nicht geeignet, einen jungen Dichter beim Publicum einzuführen. Das Historische gehört für spätere Jahre, wo man des Stoffes Herr werden kann. Ein Anfänger aber wird nicht früher sein Glück machen, als bis er einen Stoff findet, worin er seine Subjectivität aus-

sprechen kann. So haben es Schiller und Goethe gemacht, freilich jeder nach seinem Temperament. Ich weiß wohl, man ist jetzt für das Historische sehr eingenommen. Aber selbst Shakespeare's Heinrich IV. kann nur Engländer interessiren, und nur Shakespeare konnte sich so Vieles erlauben, weil er einen so bewunderungswürdigen Geist darüber zu verbreiten wußte. Aber das können wir nicht, die wir — wir sind. Ueberhaupt ist man gewohnt, an Shakespeare Alles für musterhaft zu halten. An ihm als Ausnahme kann es gelten, aber wir dürfen es nicht nachahmen, z. B. die Prosa zwischen Versen, die komischen Scenen in Tragödien. Ich würde das Keinem rathen, dessen Komik nicht von echter Art ist. Die Prosa zwischen Versen noch eher; es ist nun einmal da! aber Schiller und Goethe haben es nicht gethan. — Hierüber hat Schlegel den Shakespeare sehr geistreich vertheidigt, aber es ist leicht einen Mann zu vertheidigen, den man allgemein bewundert.

Ich würde immer die Jamben den Trochäen vorziehen, denn der vierfüßige Trochäus ist zu kurz, um einen vollen Satz auszusprechen, und längere werden matt. Man nimmt daher gewöhnlich zwei zusammen, aber meistens kommt eine breite, geschwätzige Diction zum Vorscheine. —

Das italienische Mittelalter ist auch reich an schönen Stoffen und zugleich kann man da wegen der damals schon blühenden Cultur neuere Ideen und Ansichten hineinweben. Aber am Ende erfinde man sich einen Stoff! denn Geschichte ist Wirklichkeit, und Wirklichkeit ist Prosa. Schiller's Wallenstein ist auch historisch; aber der Dichter hat die Thekla und den Max erfunden. So fand Goethe in der Geschichte einen

Egmont mit eilf Kindern. Was konnte er damit anfangen? Er nahm ihn unverheiratet an und erfand ihm das Klärchen.

Goethe sagt selbst recht bezeichnend: »Was macht Ihr die Welt? Sie ist schon gemacht!«

Der Tod Albrecht I. wäre ebenfalls ein schöner Vorwurf, aber warum sollte man etwas bearbeiten, wenn man voraus weiß, daß man sich damit nur Verdrießlichkeiten zuziehen würde?«

Am 16. November 1840.

»Vielleicht, wenn ich Weib und Kind hätte, gäbe mir das einen Impuls zu poetischen Arbeiten, dann wüßte ich doch, für wen ich arbeite.«

Am 21. Jänner 1841.

»Nun bin ich 50 Jahre alt, und ruhe, wenn auch nicht auf meinen Lorbeern, doch auf meiner faulen Haut aus. Ich habe mir bei 24 Stoffe aufgeschrieben, aber es kommt zu nichts. Wenn ich Weib und Kind hätte, müßte ich schreiben. Ich fühle den inneren Drang nicht mehr. Was liegt am Ende daran, ob ich noch ein Stück schreibe? Es freut mich nicht. Was mich freuen würde, kann ich doch nicht erreichen.«

Am 5. März 1841.

»Wir dürfen uns auf unsere Landsleute nicht viel einbilden. Zwar kann man ihnen Universalität nicht absprechen; aber sie sind bloße Theoretiker und Grübler und — vom Drama verstehen sie nichts. Nu —! sehen wir, daß wir's besser machen.«

Am 26. Juli 1841.

»Leute mit poetischen Anlagen sind selten große Schauspieler geworden. — Ich achte einen Livréebedienten mehr als einen Komödianten. Was mich gegen diesen Stand so einnimmt, ist die Ueberzeugung, daß dabei mehr oder weniger der persönliche Werth verliert, da der Schauspieler gezwungen ist, um den Moment zu buhlen und seine Eitelkeit herauszustellen. — Es ist dieses der schrecklichste Stand, vollends in Deutschland, wo es kein Theater und kein Publicum gibt; in Wien ist Beides, aber auch eine Censur. — Ich selbst fühlte ehemals eine Lust dazu, aber, was Teufel! muß man denn jeder Lust folgen? Am Ende ist es eine Leidenschaft, wie man sich oft einbildet, ohne das und das Frauenzimmer nicht leben zu können. Es ist nicht wahr.«

Am 24. October 1841.

»Das Lesen, besonders von Geschriebenem, fällt meinen geschwächten Augen sehr schwer, da ich in meiner Jugend oft beim Mondenlicht lesen mußte; denn meine Dürftigkeit gestattete mir nicht den Ankauf von Kerzen. — Unter Anderem brachte mir vor kurzem ein Ungar, der elend deutsch sprach, sein deutsches Lustspiel zum Durchlesen!«

Am 27. Februar 1842.

»Da ich in früheren Zeiten mich oft in den höchsten Cirkeln bewegte, habe ich endlich doch sehr gefühlt, daß es mir an freier Haltung und Bewegung fehle. Im Unmuth darüber habe ich

dann den Daumen und Zeigefinger jeder Hand bis zum Schmerzlichen zusammengepreßt — wornach immer die Haltung der Arme leicht und ungezwungen wurde. Dieser Zufall könnte einem jungen Schauspieler als ein Wink dienen.«

Am 6. März 1842.

»Ich dachte just, es wäre doch gut, wenn ich wieder einmal etwas schriebe, und da entdeckte ich, daß ich keine Tinte mehr im Faß habe!

Mein beständiges Kopfübel muß ich der übergroßen geistigen Anstrengung in der Entwicklungsperiode zuschreiben. Dies in Vereinigung mit körperlicher Schwäche und ungünstigen Verhältnissen in jenen Jahren läßt für's ganze Leben einen Eindruck zurück.

Ich vollendete mehrere Arbeiten, die ich jedoch nicht für den Druck bestimme; denn sie behandeln meist persönliche Verhältnisse, zu welcher Art von Gedichten ich mich jetzt sehr aufgelegt fühle. —«

Am 8. August 1842.

»Die Leute im Theater sind wie ein Rudel Schulknaben, denen man immer zurufen muß: »Aufgepaßt!« und die uns jeden Augenblick zu entschlüpfen suchen. Da aber das französische Publicum das leichtsinnigste ist und daher die Dramatiker dieser Nation von jeher alles aufbieten mußten, die Sammlung zu erhalten, so bleiben sie für uns stete Muster in der Form; im Geist hingegen die Engländer und Spanier. Shakespeare,

Calderon, Lope de Vega hatten hungerige, — wir haben gesättigte Zeitgenossen. Die Leute wollen nicht mehr denken und ausharren; darum lieben sie die Romane so sehr. —

Der dramatische Dichter soll nach Effect ringen, denn Effect heißt Wirkung, und Jeder, der etwas macht, will etwas bewirken.

Schiller hatte in den Stücken vor Don Carlos mehr Charakteristik entwickelt, z. B. im alten Miller, Fiesco, Mohren, als später. Nur in den Räubern erscheinen geträumte Personen. Besonders ist Fiesco noch nicht genug anerkannt, die Episode mit Bertha ausgenommen. Seit Don Carlos verschwindet die scharfe Charakterzeichnung vor den melodischen Versen und goldenen Sprüchen.«

Am 29. August 1842.

»Die deutsche Poesie heutigen Tages ist mir noch verächtlicher als die Censur. Was soll denn diese Begriffspoesie und diese ewigen Freiheitslieder? Mit ihrer miserablen Freiheit! Wenn sie einmal Courage haben, werd' ich ihnen auch etwas singen. Besonders den Baiern, die durch die Franzosen groß geworden sind, steht diese Deutschthümelei übel an. Wenn es ihnen um die gemeine Sache Ernst ist, so sollen sie an die anderen kleinen Fürsten das zurückgeben, wodurch sie sich bereicherten. —

Uhland's Dramen schätze ich ungemein hoch, sie sind alle voll edler Gesinnungen. Ich halte sie den besten des Lord Byron gleich. Doch zweifle ich, daß er für die Bühne ein großer Dramatiker geworden wäre. Er ist jetzt leider! sehr studios geworden, treibt nordische Mythologie, wozu ihm doch die Trocken-

heit fehlt, die ein eigentlicher Büchermensch braucht. Indeß — beschäftigen will er sich doch! Seit er in der Kammer dem König mißfiel, kommt er nicht mehr nach Stuttgart, und wurde auch nicht in die Walhalla aufgenommen. Diese mag lächerlich genug aussehen. Lauter Köpfe! Wie ein Friseurladen! Ein großer Fehler ist es, daß auch Lebende aufgenommen wurden und — nach Laune. Der Vorwurf, Luther ausgeschlossen zu haben, ist wohl zu streng. — Ich denke den September auf einer Reise zuzubringen und München zu besuchen. Jetzt sind keine literarischen Notabilitäten dort, die man durch verabsäumte Visiten beleidigen könnte.«

Am 9. September 1842.

»Ich habe die projectirte Reise aufgegeben. Meine Gesundheit ist nicht die beste. —

Obgleich es mich stets freut, wenn ein neues Stück gefällt, so ist es mir doch lieb, daß »Richard Savage« von Gutzkow wenig Beifall fand, aber nur insofern dies ein Beweis ist, daß unser Publicum (in Wien) durch so herbe Dichtungen nicht angesprochen wird. —

Metastasio liebe ich sehr, obwohl er als Italiener etwas zu weich ist; aber soll denn nur das Lümmelhafte in der Tragödie schön sein, wie man jetzt in Deutschland meint?«

Am 30. October 1842.

»Ich fühle wieder einige Lust zu poetischen Arbeiten und hoffe, dieser Winter wird fruchtbarer sein als die letzten. Nur

schwanke ich noch zwischen mehreren Stoffen, die alle gleich weit gediehen sind, aber schon vor 8 bis 10 Jahren begonnen wurden. Seit jener Zeit haben sich meine Ansichten so sehr geändert, daß ich fürchte, das Neue möchte schlecht zu dem Früheren passen. Anfangs habe ich historische Stoffe eigens schwunghaft aufgefaßt; dann, einige Zeit hindurch, hat mich das eigentlich Historische an ihnen mehr angezogen, und jetzt finde ich wieder wenig Geschmack daran. —

Meine Uebersetzung einiger Scenen aus Calderon's »Leben ein Traum«, welche Deinhardstein insgeheim hatte drucken lassen, bewirkte, daß West (Schreivogel) meine Bekanntschaft suchte und mich zu Arbeiten für die Bühne ermunterte. Ich bedauere alle jungen Dichter, daß sie West's Unterstützung nicht mehr genießen, welcher trotz mancher Fehler dennoch Kenntniß und Kunstliebe in ungewöhnlichem Grade verbunden hatte. —

Mein Trauerspiel »Ottokar« war zwei Jahre lang mit Verbot belegt, bis ein Zufall die Aufführung veranlaßte. Während einer Unpäßlichkeit verlangte die Kaiserin, der damals noch lebende Collin solle ihr etwas Dramatisches vorlesen. Er nannte mehrere Stücke, welche ihr aber schon bekannt waren. Endlich brachte er aus dem Burgtheater-Archiv unter Anderem den »Ottokar« und las ihn vor. Die Kaiserin erstaunte, wieso man hier verbietend einschreiten konnte, wo der Ruhm des regierenden Hauses vertreten war, und setzte bei ihrem Gemahl die Darstellung der Tragödie durch, ohne daß auch nur Ein Wort wäre gestrichen worden. —

Der »treue Diener seines Herrn« wurde mit großem Beifalle gegeben. Gleich am ersten Abende ließ der Kaiser mir seine a. h. Zufriedenheit bezeigen, — aber am folgenden Mor-

gen wurde ich zum Polizeipräsidenten berufen, um mit ihm über die Bedingungen zu unterhandeln, unter denen ich gegen mein Ehrenwort versprechen sollte, dieses Werk weder drucken, noch irgendwo aufführen zu lassen. Natürlich fügte ich mich einem solchen Begehren nicht!«

Am 20. November 1842.

»Kleist's »Käthchen« und »Prinz von Homburg« sind die zwei ersten Acte einer Tragödie, deren dritter Act — sein Selbstmord war. Er war ein nicht genug zu preisendes Talent. Aber sein Fehler war, in den natürlichen Gang der Dinge physische Ursachen (Magnetismus, Traumschlaf) zu bringen, was dem Publicum zu hoch steht, und selbst dem Tieck, der das Betteln des Helden um sein Leben natürlich findet. Freilich! eine Natürlichkeit, aber, die man anspeien muß. Sie wird nur durch das gestörte Traumleben gerechtfertigt.«

Am 5. December 1842.

»Ich kann Voltaire nur mit Cicero oder Goethe vergleichen, so verschieden diese drei großen Geister auch immer sind.

Obgleich ich die Franzosen hochachte, spreche ich doch ungern in ihrer Sprache und nur wenn ich durch besuchende Fremde dazu genöthigt werde. Denn da es ihr völlig an ernsten Phrasen fehlt, nimmt man bei der Conversation unwillkürlich den Leichtsinn an, dem ihr Geist entspricht. Es ist recht wünschenswerth, daß die englische Sprache in Aufnahme komme, da sie gar keine Gelegenheit zum Geckenhaften bietet.«

Am 6. Jänner 1843.

»Die jetzigen Freiheitssänger sind wie die Dienstmägde, die nichts zu reden wissen und nur durch die Lascivitäten ihrer Amanten gesprächig werden. —

Die deutsche Sprache, die ich als meine Muttersprache, in der so viele Meisterwerke geschrieben wurden, hochachte, kann doch nur durch den Vers einigen Wohllaut erlangen; in der Prosa gleicht sie einem klanglosen Gemurmel. —

Meine jetzige Unthätigkeit würde mich betrüben, wenn ich nicht schon früher solche Perioden gehabt hätte. Etwa 7—8 Jahre vor der »Ahnfrau« hatte ich mich ganz von der Poesie losgesagt. Jetzt erfreue ich mich lieber an fremden Meisterwerken, als daß ich selbst etwas schreibe. Ich befürchte mit Grund, daß gerade das, wofür ich mich jetzt interessire — Verwicklungen, wunderliche Charaktere 2c. — beim Publicum wenig Anklang finden würde. —

Die spanische Sprache bleibt mir stets theuer, obwohl ich jetzt weniger darin lese; denn sie regte mich zur Poesie an. Nach meines Vaters Tod befand ich mich in so beschränkten Umständen, daß ich mir mit einer uralten spanischen Grammatik und einem noch schlechteren Wörterbuche, worin ganze Blätter fehlten, behelfen mußte. —

Auf meiner Reise in Italien entzückte mich besonders Rom. Ich möchte es daher nicht wieder sehen, weil ich fürchte, durch den verschiedenen Eindruck, den es jetzt auf mich machen würde, traurig an die Macht des Alters gemahnt zu werden.«

Am 10. Jänner 1843.

»Der Anblick des Manuscriptes der »Ahnfrau«, das ich nach mehr als 20 Jahren heute bei Gelegenheit einer neuen Auflage, die ich vorbereite, wieder hervornahm, machte auf mich einen eigenen Eindruck.

Ich habe die beiden Stücke »Ahnfrau« und »Sappho« jedes in etwa drei Wochen vollendet — aus Geldmangel. Damals lebte noch meine Mutter. Scherzend pflegte ich oft zu ihr zu sagen: Die Ahnfrau hat der Georgi = Zins und die Sappho der Michaeli = Zins geschrieben. Wenn damals die Censur nicht so beschränkend gewesen wäre, hätte ich, in der besten Manneskraft, viel geleistet. Die »Medea« hätte wohl mehr Einheit erhalten, wenn sie nicht schon im Anfang durch den Tod meiner Mutter unterbrochen worden wäre.«

Am 22. Jänner 1843.

Die deutschen Freiheitssänger halten sich doch, Einer nach dem Andern, an die Fleischtöpfe Egyptens! —

Schon seit langer Zeit fällt es mir schwer, wenn ich mich mit einem Gegenstand anhaltend beschäftigte, plötzlich auf einen andern überzugehen. —

Lope de Vega's Dialog setze ich an Natürlichkeit, Poesie und Weltklugheit über den in Shakespeare's Dramen. —

Die Censoren, als Beamte, hegen keine Achtung für Kunst und Bildung, und halten es für gleichgiltig, ob in Sachen des guten Geschmacks die Wahrheit oder Lüge öffentlich ausgesprochen werde.

Es gibt aber nichts Gleichgiltiges, sobald es mit etwas Wichtigem, wie die Bildung einer Nation ist, zusammenhängt. Wer die Achtung für die Wahrheit nicht auch auf das anscheinend Kleine überträgt, hat gar keine Achtung für sie.

Die Censoren sollten keine Beamte, sondern Gelehrte, Literaten (nur nicht Schöngeister!) sein und nach dem Principe: »im Zweifel möge das Zweideutige geduldet werden« sollten sie volle Freiheit haben, Alles, was nicht geradezu den Bestand des Staates aufhebt, hingehen zu lassen.«

Am 17. Februar 1843.

»Ich fühle mich noch immer nicht recht gestimmt. Eine Reise würde mir wohlthun; besonders wünschte ich Spanien zu sehen. — Von Rom bin ich mit Thränen im Auge geschieden, obwohl ich sonst nicht leicht sentimental werde. Die Schweiz habe ich nie zu sehen gewünscht; denn Berge und Bäume gibt es auch in Tirol; die Bewohner aber, so bedeutend sie waren, sind jetzt abgeschmackt, und die Fremden daselbst bestehen aus dem affectirtesten Gesindel Europa's. —

Auch mich hat Mohamed als dramatischer Stoff in Goethe's »Wahrheit und Dichtung« angezogen; aber stets schien er mir etwas unzugänglich.«

Am 25. März 1843.

»Da die Freiheit des Menschen zu den unentschiedenen Fragen gehört, so sollen wir über uns wachen, als ob wir frei wären, und die Anderen entschuldigen, als ob sie es nicht wären. —

Gutzkow, Laube rc. wirken doch das Gute, daß sie wieder die Aufmerksamkeit auf das aufgegebene deutsche Theater erwecken. An Victor Hugo rc. sich bildend, haben sie wenigstens Kenntniß des Bühnlichen. Victor Hugo ist übrigens ein deutsches Talent, das heißt es paßt in keine Form; er hat eine hohe Meinung von sich, will alles Erhörte und Gesehene überbieten und so kommt Unsinn zu Tage. In Frankreich sind nur die ersten Schriftsteller überspannt; das Mittelgut ihrer Literatur kann man mit Vergnügen genießen. Jedes neue Geistesproduct empfangen die Franzosen mit Eifer; daher halte ich sie für die gebildetere Nation. Alle Vorzüge der deutschen beziehen sich nur auf ihr Privatleben. —

Ein so matter Autor auch Iffland war, stelle ich ihn doch über die Neueren; denn er verstand aus Nichts ein gutes Stück zu machen, und gab, wenn auch kein poetisches, doch ein lebendiges Bild, das uns interessirt; wer aber Interesse erweckt, hat schon viel gethan. —

Ehemals hatten die Schauspieler keinen Verstand, als den, der schon jedem Talente anklebt; die neueren denken — ohne Talent und spielen — ohne Verstand. Da die Weiber geborene Komödianten sind, so würde die Zahl der guten Schauspielerinnen größer sein, wenn nicht auf der andern Seite der Entschluß, diesem Stande sich zu widmen, beim Weibe so bedenklich wäre. Und am Ende — was ist es denn auch so Großes damit? Unter 10 Menschen kann man 9 zu Schauspielern machen. Wer im Leben Andere täuschen will, spielt vortrefflich. Diese Anlage zu objectiviren ist zwar schwer, aber nicht unmöglich zu wecken. Man könnte eben so gut Einen durch Hunger zum Dichten zwingen. — Aber wo offenbarer Beruf ist,

muß man ihm folgen. Wenn ich einen Sohn — ja! eine Tochter hätte mit einem vorzüglichen Talent zum — Seiltanzen, ich würde sie davon nicht abhalten. Und wenn es nur die Kunst des Kartenaufschlagens, wenn es nur eine überwundene Schwierigkeit wäre — es wird doch Erstaunen erregt, also der Geist beschäftigt, und das ist schon immer ein Glück für die Canaille, die in Betrügerei und Selbstsucht befangen lebt. —

Man muß die Einbildung, Talent zu haben, nicht stumm mit sich herumtragen, sondern, wenn es ohne zu viel Gefahr geschehen kann, handeln und versuchen. — Ich selbst möchte verheiratet gewesen sein, um zu wissen, wie ich dazu getaugt hätte. —

Der Protestantismus ist in der Moral rein; aber Luther verfuhr zu willkürlich in der Wahl der Glaubensartikel, da er alles nach dem Nicäischen Concilium Verordnete verwarf, und außer der heiligen Schrift auch die Apostel annahm, für die ihm Niemand garantiren kann, und die, so wie er, inspirirt waren.«

Am 12. April 1843.

»Wenn Tieck, der unbedingte Verehrer Shakespeare's, einen Sinn für Form hätte, so könnte er nicht die zweifelhaften Stücke desselben ihm mit der Frage: »von wem Andern sollten sie sonst sein?« zuschreiben. So begriff er auch nicht, daß der Dichter die Lady Macbeth in den späteren Acten milder halten mußte und ihren Charakter nicht consequent durchführen konnte; daß dieser Kunstgriff nothwendig war, wenn der Held des Stückes nicht zurückgedrängt werden sollte. Aber

Tieck folgert, die Lady thue Alles aus Liebe für ihren Gatten, und sei selbst eine recht brave Frau; denn er weiß nichts von der Construction einer dramatischen Handlung, er weiß nicht, wie Einem zu Muthe ist, wenn man ein Trauerspiel schreibt; wie man ringen und sorgen muß, die Elemente zu bändigen und das für jetzt Unbrauchbare wegzuschaffen. Ja! wenn er nur ein lyrisches Gedicht zu machen verstände, so müßte er wissen, daß es einen Bau und dieser eine weise Ordnung erfordere.«

Am 14. Mai 1843.

»Tieck bereitet jetzt in Berlin die Aufführung der »Medea« des Euripides vor. Dieses Unternehmen ist ein Unsinn; denn jenes Meisterwerk ist in eine Form gebracht, daß ein modernes gemischtes Publicum nicht darauf einzugehen vermag — und dann thut es mir um Euripides leid; oder es läßt sich das Fremdartige gefallen — was es aber nur auf Kosten seiner Empfindung kann, die einem Dichter doch heilig sein muß. Nun ist freilich Tieck, der aller natürlichen Empfindung baar ist, der Mann, der dem Könige ansteht. Soll ein modernes Publicum, dem die Bestimmung des griechischen Chors unbekannt ist, nicht lachen, wenn dieser auf der Bühne müßig steht und klagt und zusieht, während Medea das Gräßlichste verübt? Wie Viele wissen es denn, daß der Chor an der Handlung keinen Theil hat, sondern ein lyrisches Element ist? Auch muß uns Neueren scheinen, daß Medea sich zu leicht zum Mord der Kinder entschließe; da hingegen bei den Griechen die elterliche Gewalt so weit ging, daß Kinder ungestraft aus-

gesetzt wurden, wovon zum Mord ein kleiner Schritt ist. — Die zwei Scenen, wo Medea von Aegäus einen Zufluchtsort erhält und dann der Chor eine Lobrede auf Athen erhebt, sind für uns müßig und unverständlich; müßig, weil sie Euripides, der Alles auf den Ruhm seines Vaterlandes zurückbezog, nur für die Athener schrieb; unverständlich, weil wir keine Asyle mehr kennen, sondern gehen, wohin wir wollen; der Grieche aber kannte außer seinem Vaterlande nur Barbaries, daher die Verbannung ihm der Todesstrafe gleich galt. — Und doch dürfen diese Scenen nicht wegbleiben, da Medea durch den Gedanken, ein Asyl zu haben, in ihrem gräßlichen Vorhaben bestimmt wird. — Endlich wissen wir nicht, wie der griechische Chor sang. Wahrscheinlich ohne Melodie, mit Vorherrschen des bloßen Wortes, welches hingegen bei uns durch die Instrumentalbegleitung übertäubt wird. —

Wenn man nun fragt, warum wir kein Theater haben? so ist die Antwort: »Nicht nur aus Mangel an Dichtern und Schauspielern, sondern mehr deßhalb, weil uns ein Publicum fehlt.« Wir — als Deutsche ohnehin ohne Geschmack — werden durch die Wuth, den Shakespeare, Calderon und nun gar die griechischen Tragiker unverändert auf die Bühne zu bringen, ganz verwirrt und kommen zu keinem richtigen, festen Urtheil. —

Mir hat sich eine Vermuthung aufgedrungen, die ich kaum auszusprechen wage, daß nämlich Shakespeare die Spanier kannte und — benützte; denn Don Lope de Rueda, der vor Lope de Vega schrieb, hat ein Stück »La comedia de engaños«, dem also der Titel »Lustspiel der Irrungen« entspricht. Dieses englische Stück ist zwar dem Plautus nachgebildet; aber jenes

spanische ist in der »Viola« benützt. Auch fand ich schon viele ähnliche Gedanken in Shakespeare und Lope de Vega. —

Ich spüre eine merkliche Abnahme der Maschine. Ich mag nicht beichten, am wenigsten einem Arzte. Auch beschränkt sich ihre Kunst darauf, Lungenentzündungen und dergleichen zu heilen; sie taugen aber nichts bei Krankheiten, die einen Theil meiner Biographie ausmachen. Mein Uebel ist — nicht Schwäche, sondern unendliche Erregbarkeit der Nerven, was die Aerzte immer verwechseln. Nu! und am Ende — was liegt daran? Es ist ja bald Zeit!«

Am 12. Juni 1843.

»Ich habe zwar ein neues Drama begonnen, aber ich besorge, daß von meiner jetzigen Mißstimmung zu viel Säure hineinkäme, und ich hasse Anspielungen auf Personen und Zeitereignisse, obwohl man das jetzt eben liebt. Es ist wirklich ein Elend!«

Am 20. Juni 1843.

»Kein einziges Stück Lope de Vega's reicht an die Calderon's, aber man muß ihn nicht aus einzelnen, sondern aus dem Complex aller beurtheilen. —

Wenn man ein Gedicht auf die Bühne bringt, wird man schmerzlich an Schiller's Worte erinnert: »Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch eng im Raume stoßen sich die Sachen.«

Am 24. Juni 1843.

»Die antiken Stoffe gewähren den Vortheil, daß man alle Bildungsgrade anbringen darf; aber wie heute die Stimmung ist, sind sie schon sich selbst ein Verdammungsurtheil. Publicum und Schauspieler können sich nicht mehr hineindenken, und selbst dem Gebildeten sind diese fremden Verhältnisse zu wenig geläufig. Vielleicht wird Ponsard's »Lucrece« eine wohlthätige Reform bewirken. Der dramatische Dichter soll keine Suppositionen machen, sondern Handlungen und Schicksale von allgemein menschlichem Interesse vorführen.«

Am 10. Juli 1843.

»Lope de Vega ist fast ein noch natürlicherer Schriftsteller als Shakespeare. Seine Compositionen sind unwahrscheinlich, absurd und fast keines seiner Stücke aufzuführen, aber man wird durch ihn eigentlich in die Poesie eingeführt. Ihm ist kein Lebensverhältniß fremd, er erschöpfte sie alle; und sein Dialog ist unerreichbar an Wahrheit, Gedankenfülle, Anmuth und Witz. Wir Neueren können uns nur an ihm erquicken, aber nichts von ihm lernen. Er ist der gefährlichste Schriftsteller. Alles, was man von ihm entlehnen wollte, wäre für unsere Zeit ein Mißgriff. Im Bau der vierfüßigen Trochäen steht er weit über Calderon, der ihn aber in seinen Stanzen und Ottaven übertrifft. Es steht leider! zu erwarten, daß die Spanier, sowie jede neu sich hebende Nation, sich dem französischen Geschmack ergeben werden. Ihre alten Dichter benützten meistens den Katholicismus als Hebel der dramatischen Hand-

lung; derselbe fordert aber ein Publicum, das, wie ehemals, noch fest am Wunderglauben hält, oder darin, ganz parteilos und indifferent, nichts als ein poetisches Motiv sieht. Da ein solches Publicum jetzt in Spanien fehlt, werden ihre Classiker nicht neu gesammelt und gepflegt; — nach fünfzig Jahren aber dürfte es zu spät sein.

Ich beklage das Schicksal der spanischen Nation, das ich mit Kummer und Liebe Schritt für Schritt verfolge und jetzt in so schlechte Hände geliefert sehe.«

Am 14. November 1843.

»Am 7. kam ich aus dem Orient zurück. Aequinoctialstürme, Seekrankheit und politische Unruhen machten meine ganze Reise höchst beschwerlich und gefahrvoll. Indessen wurde ihr Hauptzweck erreicht: mich von der Schwere und Bedrückung des Geistes zu befreien.

Zum Dichten aber hatte ich nicht Ruhe genug, nur verfaßte ich einige Verse auf Griechenland, worin ich dieses unglückliche Reich mit einem Kranken vergleiche, der sich von einer wunden Seite auf die andere wendet. — Der Sappho habe ich meinen Gruß ins Meer — gespieen! Ich litt viel von der Seekrankheit.«

Am 3. December 1843.

»Ich habe nie einen Menschen gekannt, der so seine Werke erklärte, und sie ihn, wie Goethe. Er war ein echt großer Mann. Ich zweifle, ob selbst Napoleon so mit sich einig und abge-

schlossen war. Obwohl viele Umstände glücklich auf seine Bildung einwirkten, hemmten ihn wieder andere, besonders das Hofleben, in das er dann gezogen wurde, wo er darnach strebte, stets einen klaren ruhigen Blick zu behalten und jede starke Aufregung zu entfernen; was er »leises Empfinden« nannte, und was auch in seine Poesie überging, die sich sehr dem bloß Verständigen nähert. Höchst fatal ist sein ihm eigenes Streben, das Idealistische im Conflict mit dem Realistischen untergehen zu lassen, womit er sich selbst zum Narren hält. Die letzte Scene im »Tasso« lacht den Inhalt des ganzen Werkes aus. Ebenso bei »Wilhelm Meister«. In der »Iphigenia« erregt keine einzige Person Besorgniß für den Orestes. Die Worte, Gesinnungen, Charaktere — Alles ist Gold, aber die Handlung untragisch. Im »Tasso« fallen Stoff und Behandlung glücklich zusammen; das Stück ist der Stolz der deutschen Dichtkunst; aber der Schluß ärgert mich; er ist wie der eines Epigramms. Mit etwa fünf Versen ließe sich — nicht etwa das Werk verbessern, aber doch ein dramatischer Schluß bewirken, etwa wenn Tasso zum Antonio sagte: »Nun wohl! Ich weiche dir. Aber die Blüthe meines Geistes ist dahin, ich werde nicht mehr dichten!« — was auch historisch wahr ist, denn Tasso schrieb wirklich von dieser Periode an nichts mehr. — Den Wilhelm Meister nenne ich immer den deutschen Don Quixote, nicht um damit eine Nachahmung zu bezeichnen, sondern in dem Sinne, daß Goethe den Nationalfehler der Deutschen, das Schwanken und Tappen in der Kunst, so wie Cervantes den spanischen überspannten Heroismus, schilderte. —

Eigen war bei Goethe, daß er die Leidenschaften nur bis auf einen gewissen Grad benützte und im Weiteren die Refle=

xion walten ließ, welche Eigenheit besonders der Tragödie Eintrag that, und nur einem Genius, wie Goethe, hingehen darf. Sollte ein Anderer es wagen, eine Iphigenia so, in solcher Fassung, uns vorzubringen! —

Bettina's Briefe sind das einzige Buch, das ich seit zwanzig Jahren mit Interesse las. Nur hätte sie nicht weiter schreiben sollen, dann wäre sie mit Goethe mitgegangen, wie Beatrice mit Dante.

Aber, wie diese, verdarb sich Bettina Alles durch ihre späteren Schriften. Sie ist ein höchst geistreiches, aber ebenso verlogenes Wesen und läßt den Goethe, Beethoven u. A. Dinge sagen, welche rein absurd sind. —

Es ärgert mich, wenn ein guter Dramatiker in Prosa schreibt. Es ist recht miserabel, wenn ein Mensch keinen inneren Halt hat und herumtanzt, wie Andere pfeifen. Von jeher war der Vers die Sprache der Poesie, und Prosa die der Wirklichkeit. Die Poesie aber will sich eben von der Wirklichkeit entfernen, darum soll sie sich auch im Ausdruck von ihr unterscheiden; nur die Elemente muß sie von ihr nehmen. Poesie in Prosa ist Unsinn; darum mag ich keinen Roman oder nur ausnahmsweise lesen.«

Am 17. December 1843.

»An einem Frauenzimmer schätze ich nichts mehr, als wenn es einfach, natürlich und — »sauber« ist, wie man sagt; der größte Geist zieht mich bei ihm nicht so an, als eine schöne Gestalt. —

Es liegt in unserer Zeit und im Dünkel der Künstler, auf das Anspruch zu machen, was man nur den höchsten unter ihnen zugestehen mag. Sie fordern, daß man sich mühsam in ihre Werke hineinstudire, da sie doch gar nicht wünschen sollten, schwer verständlich zu sein, sondern vielmehr dem Genießenden bei gewöhnlicher Aufmerksamkeit schon halb entgegenkommen. —

Das Nibelungenlied muß man im Originale lesen, denn bei einer Uebersetzung wird die Form abgeschliffen und man wird um so aufmerksamer auf die Roheit des Stoffes, dessen Barbarisches man weniger fühlt, und es mit der Form übereinstimmend findet, wenn man dieses herrliche Gedicht im Urtext liest.«

Am 31. December 1843.

»Ein Italiener malte einst das letzte Abendmahl, und zwar alle Apostel sehr schlecht, einen Hund im Vordergrunde aber unübertrefflich — und Jedermann lobte das Bild. Man konnte sagen: »Nun! das ist halt ein Hund mit Staffage; gut!« Wenn aber dieser Hund zu den Aposteln einen üblen Nebeneindruck gemacht hätte, würde man gewiß auch ihn verworfen haben. Die Hauptsache ist — Concentrirung. Dieser scheint unsere ganze Zeit entgegen zu sein; daher der einzige Halm, der sich darauf versteht, trotz großer Mängel Beifall findet.«

Am 14. Jänner 1844.

»Ich kann Ponsard's »Lucrece« kein gutes Stück nennen, aber es enthält viel Respectables; und wenn die Deutschen

glauben es besser machen zu können, so irren sie sehr. Der Charakter der Lucretia könnte wohl zu gesteigert erscheinen, aber das ist man einmal auf allen Bühnen gewohnt. Ich weiß nicht, ob eine Thekla im Wallenstein, eine Fürstin im Tasso nach der Natur möglich seien.

Lear ist schon verrückt, ehe wir ihn wahnsinnig werden sehen. Die ganze Theilungsscene ist Unsinn, wenn man dem Dichter, der im Raume beschränkt ist, nicht solche unentwickelte Charaktere, wie Cordelia, hingehen lassen müßte. — Uebrigens fürchte ich, Ponsard wird sich verleiten lassen, die Fülle von Romantik, die in ihm ist, aufzugeben; er wird classisch sein wollen und dürr werden. Nun! es wird sich ja zeigen.«

Am 2. Februar 1844.

(Ueber des Dichters Geburtstagsfeier in der Künstlergesellschaft Concordia.)

»Die ganze Idee eines solchen Festes ist mir zuwider. Ohne übertriebene Bescheidenheit ist es doch fatal, sich so viele Lobeserhebungen in's Gesicht sagen lassen zu müssen. — —

Bei Lear war mir im Original von jeher gräulich, daß am Schluß auch noch Er und Cordelia umkommen. In jener Zeit, wo in Einem Jahre 70.000 Menschen durch Henkershand fielen, glaubte man in den Trauerspielen nicht genug Mordthaten anbringen zu können. Aber heut' zu Tage, wo man monatelang von Einem Mord spricht, muß der Dichter froh sein, wenn er den Leuten auch nur den Tod Einer Person glaublich und erträglich macht.

Man lasse daher solche Stücke lieber unaufgeführt, wenn man sie nicht ohne Veränderungen aufführen könnte. Ich begreife

nicht, wie man an einem Autor, den man verehrt, etwas ändern kann. Wenigstens kann man der Poesie und einem großen Geiste nichts Aergeres anthun, — ich wenigstens sehe sogar das Buch eines Schriftstellers, den ich liebgewann, ungern verletzt. —

Das Wunderbare kann heute kein dramatisches Motiv mehr abgeben, zum mindesten duldet man keine moralische Wirkung aus physischen Ursachen, z. B. Liebestränke. —

Goethe hatte den Fehler, daß seine Personen oft nur in der Anschauung einen guten Eindruck machen, der auf der Bühne schärfer, aber störend werden muß, z. B. Maria im »Clavigo«. —

Lope de Vega hat nicht Ein gutes Stück geschrieben; aber in den vielen ist so viel Gutes, daß man vor Bewunderung gar nicht aufhören kann zu lesen. Begeistern kann man sich an ihm, aber nichts von ihm lernen. Das Tiefpoetische ist in offene Absurditäten eingehüllt; aber die Leute ließen sich's damals gefallen, es war die Wahrscheinlichkeit noch nicht erfunden. Hingegen gibt es heute für Einen, der selber dichtet, nichts Gefährlicheres, als die Classiker, wenn er nicht die Gabe hat, das nach der Zeit Unpassende zu erkennen und abzusondern.«

Am 19. Februar 1844.

»Weil der Künstler eben mittelst der Empfindung macht, so kann er sie in der Regel seltener und schwerer als andere Menschen äußerlich anschauen. Was man meiner Sappho zum Vorwurf machte, ist vielmehr ein Vorzug des Stückes — daß ich nämlich mehr das liebende Weib als ihr poetisches Element hervorhob.«

Am 10. März 1844.

»Man klagt, zum Theil mit Unrecht, über die jetzigen Schauspieler; wahr ist es aber, daß es an sogenannten »Begabungen« fehlt. Wo findet man heute ein außerordentliches Organ, wie das des Heurteur war, oder eine innerliche Erregbarkeit, wie die des alten Lange, der als Mann von 64 Jahren noch den Fiesco so spielte, daß man ihm nur zu viel Jugend vorwerfen konnte? —

Es ist zum Lachen, wenn man das Humoristische vom Lächerlichen sondern will.

Wenn es hier ja einen Unterschied gibt, so besteht er darin, daß der Spaß aus einem innern Wohlbehagen, aus einer Lustigkeit hervorgeht, der Humor aber aus einer Selbstverspottung. Der Humorist ärgert sich über seine Lustigkeit. Diese äußert sich bei allen ernsten Völkern in ernster Form, z. B. bei dem melancholisch-cholerischen Engländer, während der Italiener seine Lazzi mit heiterer Leichtigkeit ausstreut. Raimund klagte mir oft sein großes Unglück, daß man ihn für einen Komiker halte, daß er für jährliche 5000 Gulden den Leuten Späße vormachen müsse, die er in halber Verzweiflung, aber eben darum so komisch vorbrachte. Uebrigens starb dieser vortreffliche Mensch und höchst talentvolle Dichter eben zur rechten Zeit. Er hätte nichts Gutes mehr geschrieben, seit man ihn auf seine unbewußte Tiefe aufmerksam machte und er nun mit Absicht darauf hinarbeitete. Er vertraute mir einmal, daß er mich »aus Herzlichkeit« für einen größern Dichter als Goethe halte! — Den Goethe konnte er durchaus nicht leiden, da Er

voll Superlative, der Andere voll Ruhe war. — Da wurde ich doch endlich grob und sagte:

»Das verstehen Sie ja gar nicht!«

Am 4. April 1844.

»Der neue Pitaval hat den Vorzug, daß alle diese Gräßlichkeiten wahr sind; und mich interessirt es, die Versunkenheit der menschlichen Natur zu betrachten; aber die »Geheimnisse von Paris« sind erfundenes Zeug und eine Lectüre für Zuchthäuser. Nicht daß die Richtung geradezu schlecht wäre, hie und da leuchtet sogar eine moralische Absicht durch, aber die Leute glauben dann am Ende, daß all' das noch läßlich und doch nicht so arg sei. Ein Mädchen, das da auf der Gasse herumläuft, mag etwa guten Willen, auch Sensibilität und ich weiß nicht was haben, durch zufällige Umstände; aber das ganze Buch wirft ein so schlechtes Licht auf unsere Zeit, in der wir nicht nur leben müssen, sondern auch wirken sollen, daß man die Unlust gar nicht los werden kann.«

Am 1. Mai 1844.

(Ueber den Verein zur Unterstützung entlassener Sträflinge.)

»Man thut jetzt für die Spitzbuben mehr als für die ehrlichen Leute! Der Verlust des Vertrauens bei den Mitbürgern gehört ja mit zur Strafe. Die Natur straft ja auch so: wenn Einer unbesonnen in der Hitze trinkt, so muß er sterben. Wenn man es den Verbrechern leichter macht, als den Armen, so muntert man den ehrlichen Armen zum Verbrechen auf. Wenn

die Armuth aufhört ein Unglück zu sein, so fällt der Antrieb zum Fleiß weg. Ich bin nicht hart, ich bin oft nur zu weich. Ich habe durch eilf Jahre einen Knaben unterstützt, dessen Mutter mich einst auf der Stiege anbettelte; jetzt habe ich erfahren, daß es das ärgste Gesindel ist und erwarte täglich zu hören, daß der Bube gestohlen hat. — Die Armentaxe 2c. in England ist eine Geißel des Landes. Und auch dieser Privatverein in Wien wird einsehen, daß es nicht geht. Indessen — sie mögen es versuchen!«

Am 15. Juli 1844.

»Es ist schon lange mein Wunsch, Spanien zu sehen. Vielleicht über's Jahr, wenn die Unruhen gestillt sind — vielleicht auch nicht! So wie meine Mutter oft zu mir sagte, als ich noch Bube war: »Du mußt nicht von Allem haben.« Uebrigens ist meine Achtung vor den Spaniern fast verschwunden, seit sie sich so elend benehmen. Man verschwendet seine Neigungen!«

Am 28. Juli 1844.

»Ich werde mir eigens Metastasio's Werke kaufen, bloß aus Widerspruchsgeist, um diesem Dichter meine Achtung zu bezeigen, den man in neuerer Zeit so herabsetzt. Wenn man ihm Süßlichkeit vorwirft, so könnte er, wenn er jetzt lebte, uns Roheit zur Last legen; und ich weiß nicht, wer Recht behielte?«

Am 11. August 1844.

»Unsere Schulprüfungen haben das Gute, daß die Nachlässigen doch etwas thun müssen. Die preußischen Universitäten

sind wohl geeignet, Gelehrte zu bilden; wer Fleiß und Geschick hat, lernt dort tausendmal mehr als bei uns; aber der Liederliche weiß auch dort tausendmal weniger als bei uns. Aber diese Leute, die gewöhnt sind, in allen Wissenschaften frei zu gastiren, appliciren sich dann für nichts in der Wirklichkeit. Ich bin überzeugt, daß der ganze deutsche Liberalismus von heute nur von diesen Gelehrten herrührt, welche über Alles gut zu reden verstehen und endlich aus Nothdurft den Volksleidenschaften schmeicheln. —

Ich galt immer für einen guten Juristen, obschon ich immer erst sechs Wochen vor der Prüfung zu lernen anfing und Ein Jahr hindurch — ich muß es zu meiner Schande gestehen, wenig die Vorlesungen besuchte! Meinem Vater, als Advocaten, machte es Freude, und so suchte ich ihm Eminenzen nach Hause zu bringen. Nur im vierten Jahre wäre ich bald bei der Prüfung verunglückt: unter anderen Fragen erhielt ich auch die, welche mich in der ganzen Politik am meisten interessirte — über die Censur! Dabei gerieth ich in solchen Eifer, daß ich plötzlich, wie von Sinnen, ungeschicktes Zeug zu reden anfing. Ebenso geschah es mir oft bei der Poesie; wenn ich es auf's Höchste trieb, trat eine plötzliche Abspannung, ein Nachlassen der Nerven ein, so daß ich mehrere Tage nicht darüber schreiben oder denken konnte. —

Herder zog mich nie recht an, weil mir das Gemisch von Wissenschaftlichem und — wie soll ich's nennen? — von Belletristik nicht behagt. Goethe hat ihn gut charakterisirt: »Herder ist kein Schriftsteller, aber er ist in's Volk übergegangen.« — Daher kommt es, daß man ihn jetzt weniger lesen mag. Indes-

sen wenn ich gleich nicht sein größter Verehrer bin, theile ich doch seine Gedanken. —

Der Gang unserer Bildung bringt es mit sich, daß wir Italien mit besonderer Vorliebe betrachten und bereisen. Die Geschichte Roms und Athens gilt uns als der Inbegriff alles Großen und Erhabenen. Aber diese Täuschung ist unserem Gefühle nothwendig, und wer sie nicht hat, ist ein Lump! Die Italiener haben noch etwas, das sie aber von Tag zu Tag mehr verlieren, eine gewisse Natürlichkeit. Italien ist das Wirthshaus von Europa und der Italiener sucht, wie der ehrlichste Wirth, den Fremden zu betrügen; sobald er aber diesen näher kennen lernt, behandelt er ihn mit wirklich inniger Cordialität. Er achtet es nicht sowohl, wenn Einer gut, sondern wenn er gescheit ist. Mein Hauspatron in Rom war der größte Halunke, und sein Weib erschien mir beim ersten Anblick wie eine Wetterhexe; aber als ich erkrankte, pflegte mich diese Frau und ihre Kinder mit einer Liebe und Uneigennützigkeit, wie ich sie in Wien kaum mehr fände.

Aber jetzt fangen die Italiener, die bisher im Guten und Schlimmen ein echt poetisches Volk waren, schon an sich zu europäisiren, was für ihren bürgerlichen Zustand gut sein mag, aber ihnen als Volk gewiß zum Schaden gereicht. Die Franzosen hatten auf sie einen guten Einfluß, sie brachten ihnen einen staatlichen Sinn bei und ennuyirten sie wenigstens nicht. Auch muß man sie nicht nach denen ihrer Landsleute beurtheilen, welche in anderen Staaten leben. Den echten Italiener lockt kein Vortheil aus seinem Vaterlande; wer es verläßt, ist ein Dummkopf oder ein Lump oder ein Intrigant (was ohnehin auch ein Lump ist). Diese große Veränderung des italienischen

Charakters steht in genauer Verbindung mit einem gering scheinenden Umstand — mich schauert immer, wenn ich daran denke, daß die Italiener den Roman bei sich einführen. Durch zwei Jahrhunderte behalfen sie sich, freilich auf eine erbärmliche Art, mit ihren Sonetten; aber es war doch Poesie. Der Roman ist Prosa.«

Am 25. August 1844.

»Die jetzigen Schauspieler wissen nicht mehr den Erfolg eines Stückes vorherzusagen. Sie suchen nur immer, was poetisch ist; ob es aber gefallen kann, beurtheilen sie nicht. Ich will aber vom Gärtner nicht erfahren, aus welchen Stoffen die Pflanze besteht, sondern ob sie in diesem oder jenem Boden fortkommt. Doch kann man es ihnen nicht verübeln; das ist nur die Folge, die unselige Folge der vielen »Besprechungen« in Deutschland. Was soll der arme Teufel von Schauspieler mit mittelmäßiger Bildung der Autorität Tieck's entgegensetzen? — Es ist ein Elend mit der deutschen Literatur! Ich habe alle vier Stadien miterlebt, von Schlegel und den Romantikern bis auf die Heutigen mit ihrem »deutschen Bewußtsein«! Wenn man sieht, daß immer Alle zugleich in's Posthorn blasen und bei uns keine Meinung länger als zehn Jahre dauert, so hält man lieber jene für gut, welche schon zwei Jahrhunderte oder zwei Jahrtausende gelten. —

(Ueber »Weh' dem, der lügt!«)

Galomir ist eine Rolle, auf die ein tüchtiger Schauspieler reisen könnte. Naturmenschen sprechen nicht in Sätzen, sondern in einzelnen Worten. Aber Lukas hat einen Cretin daraus ge-

macht. — Bei der Rollenvertheilung sah ich immer nur darauf, ob ein Schauspieler äußerlich das Zeug dazu hatte; wie er dann spielte, war seine Sache.«

Am 8. December 1844.

»Das ist wahr, darin haben die Deutschen keine Nebenbuhler — in der Kunst, sich zu langweilen! Es ist eine wunderliche Nation! Sie lesen nur immer das gestern Geschriebene, und vor lauter Literaturzeitungen kommen sie nicht dazu, die großen Alten zu studiren. Sie begnügen sich, über Voltaire, Rousseau, Corneille u. A. zu schimpfen, und wenn man fragt, woher sie den Einen oder den Anderen kennen, so hat unter Hunderten kaum Einer sie gelesen. Ich z. B. schrieb mein »Der Traum ein Leben«, und so viel auch darüber gesprochen wurde, so hat doch Niemand noch entdeckt, daß der Stoff aus einem von Voltaire's kleinen Romanen entlehnt ist, obwohl ich das gar nicht verkappte und sogar die Namen beibehielt. —

In meiner Jugend war auch eine erbärmliche Zeit, die romantische; allein Schiller und Goethe mit ihren Meisterwerken machten den Schaden wieder gut. Aber heute ist Alles mit Unkraut überwachsen.«

Am 16. Februar 1845.

»Nirgends in der Welt, am allerwenigsten bei uns, kann man sich der Literatur ganz widmen, ohne etwas Anderes zu sein als Dichter. Poesie ist das Edelste, und wer sie ohne Abbruch seiner eigentlichen Berufsarbeiten betreiben kann, thut

sehr wohl. Aber gerade den begabtesten, edelsten Menschen fehlt oft das, was sich oft bei den oberflächlichsten, miserabelsten Geistern vorfindet. Was waren denn Kotzebue, Jünger? Und doch besaßen sie eben das Talent, Interesse zu erregen. Das Talent sitzt nicht allein im Kopf, im Herzen; auch in den Fingern, in — ich weiß nicht wo? Wenn Einer meine Geliebte malte — (wenn ich eine hätte oder noch jung wäre) — nun! so würde ich ihm in's Gesicht lachen, und tausend Dinge auszusetzen haben; aber wenn ich ihm zeigen wollte, wie er es Zug für Zug machen soll, so würde eine Caricatur daraus, ob mir gleich das geliebte Bild noch so deutlich vor der Seele schwebt. Einer faßt die Natur noch so poetisch auf und versteht kaum einen mittelmäßigen Baum zu malen; — ein Anderer hat es im kleinen Finger.«

Am 19. Juni 1845.

»Ich sterbe ab und zwar von innen, was das Schlimmste ist. Ich fühle eine bedeutende Abnahme des Gedächtnisses und eine solche Verdrossenheit, daß ich unfähig bin, etwas zu arbeiten. Nun! was wollen wir machen? Wir müssen es ertragen. —

Ich möchte Lessing's »Nathan« zwar geschrieben haben; aber die Verse darin sind doch nicht angenehm. Oft schließen sie mit einem unbedeutenden Wort, oft wird der Sinn in den folgenden Vers hinübergezogen und der Wohlklang gestört. —

Viele Staatsmänner sind wie Adam vor dem Sündenfalle — sie schämen sich nicht, ihre Blöße zu zeigen. Die Deutschen aber besitzen eine solche Hunde-Demuth, daß sie sich vor

einem Minister beugen, so lange er da ist, und wenn er fortgeht, nennen sie ihn einen Spitzbuben.«

Am 11. September 1845.

»Ich habe sowohl dem Wiener als Stuttgarter Buchhändler, welche mit mir wegen einer Gesammtausgabe meiner Werke unterhandelten, heute abgesagt. Ich bin froh, wenn ich von dem literarischen Markt entfernt bin. Soll's nach meinem Tode gedruckt werden!—

Ich höre, Halm wird Lope de Vega's »Bamba« auf die Bühne bringen. Nun hat mir zwar dieses Stück immer ungemein gefallen, aber ich fürchte für den Erfolg. Spanien wird redend eingeführt — da lachen die Leute gewiß und mit Recht. Man muß ihnen keinen Wunderglauben zumuthen oder allegorische Personen vorführen, ohne ihr Erscheinen wohl begründet zu haben. Shakespeare läßt auch Geister auftreten, aber wie bereitet er den Zuschauer vor! obwohl er dies bei seinem Publicum nicht nöthig gehabt hätte. Wenn eine Ahnfrau erscheint, so muß ich's den Leuten glaublich gemacht haben, daß eine Ahnfrau erscheinen kann. — Der Umgang mit den alten Schriftstellern ist der gefährlichste, aber auch der belehrendste; der gefährlichste, wenn man glaubt, die Sachen so brauchen zu können, wie sie da sind. Die Zeitverhältnisse haben sich ja geändert, und man hat Noth, die Leute zu überzeugen, seit die Franzosen die Wahrscheinlichkeit erfunden haben.«

Am 24. November 1845.

»Ich leide an einem ähnlichen Uebel wie Ihr Vater. Ich möchte lieber gar nicht existiren, als in einem solchen Zustande. Freilich! bei Ihrem Vater ist es anders, da von ihm so viel abhängt. Wer für Andere lebt, der will nur leben, vor Allem leben. —

Vor kurzem war ein recht interessanter junger Mann bei mir, der Dichter Hebbel. So weit ich sein Trauerspiel »Judith und Holofernes« bereits gelesen, ist es der Idee nach das Geistvollste, aber der Ausführung nach das Fratzenhafteste, was man sich denken kann. Dieser Mensch muß gar nicht ahnen, was möglich und wirklich ist im Leben. Ja — wenn das Poesie heißt! Was man aus der Natur hebt, muß wieder in sie zurückfallen. Bisher hat man halt geglaubt, was man aus der Wirklichkeit nimmt, müsse mit ihr übereinstimmen. Als wenn ein Maler, um Allwissenheit auszudrücken, dem Gott im Bilde ein doppelt so großes Auge geben wollte, als zu den übrigen Verhältnissen paßt. — Aber nach und nach gewöhnen sich die Leute daran, und es ist nur traurig, daß man in einer solchen Zeit wirken soll. —

Ich liebe es, wenn der Künstler allein bleibt. Wo drei sind, kommen schon hundert Spitzbuben und Esel mit!«

Am 7. December 1845.

»Ich fange gleich selbst von Ihrem Unglück zu sprechen an, um Sie mit meinem eigenen Beispiele zu trösten. Mein Vater starb zu der Zeit, als die Franzosen in Wien waren und bald

darauf das Finanzpatent erschien. Meine Mutter bezog aus der Witwensocietät nur 90 Gulden Bankozettel und ich war der älteste von drei Brüdern — und doch hat es sich gemacht, daß wir zu leben fanden. Ich mußte Lectionen geben und später machte mein erstes Stück gegen Erwarten Glück. — Freilich anfangs, nach einem solchen Verluste, ist es, als fiele ein Vorhang, man sieht keinen Ausweg; aber oft fügt es sich dann halb wunderbar. Man kann beinahe mit Sicherheit darauf rechnen, wenn man ein ordentlicher Mensch ist und etwas gelernt hat. Der Fall wiederholt sich täglich tausendmal, und immer glaubt man, es sei kein Ausweg, und immer findet sich einer. — — —

Der beste Dichter kann etwas Schlechtes schreiben; wer aber etwas Widernatürliches macht, wird sein Lebtag nichts Gutes zu Stande bringen. Berlioz ahmt nur die Fehler Beethovens nach. Wer durch eine Kunst ausdrücken will, was dieser Kunst versagt ist, der hat keine Ordnung in seinem Kopf, der ist ein Narr. Wenn ich unter meine Gemälde schreiben muß: »Das ist ein Zorniger — der thut das und Jener das — der flucht seiner Tochter &c.,« so bin ich ein schlechter Maler, weil ich etwas, was ich durch meine Kunst ausdrücken sollte, durch eine Beigabe erklärte. Ich bilde mir nicht ein, ein Musiker zu sein; mir fehlt das Technische, das Handwerksmäßige; aber wer sich einmal in Einer Kunst versucht hat, der merkt auch in einer anderen den Finger Gottes — in Berlioz' Musik merke ich ihn nicht; und mir thut es nur leid, zu sehen, daß es mit dem gesunden Sinne, der sonst bei allem Mangel an Bildung in Wien herrschte, auch vorüber ist!« —

Am 18. Jänner 1846.

»Ich kann Blumen nicht einmal im Topf vor dem Fenster leiden, viel weniger abgeschnitten im Glas, so gerne ich sie im Freien habe. Es thut mir weh, wenn ich denke: »Jetzt sind sie so schön und duftend, und — in drei Tagen gehören sie auf den Mist!« —

Ich habe die letzte Rede Portalis' nicht gelesen; wohl aber bin ich auf die Eröffnung des englischen Parlaments sehr gespannt. Das wird eines der interessantesten in der Politik werden. Ueberhaupt kümmert mich in der Politik nur was geschieht, der Effect. Was geredet wird, ist gleichgiltig, und nur in der Kunst, in der Poesie hat es Bedeutung. Die Leute aber, besonders die Deutschen, machen es gerade umgekehrt: in der Kunst sehen sie nur, was praktisch anwendbar ist, und in der Politik begnügen sie sich mit schönen Reden; sie sind ganz glücklich, wenn sie eine Association oder Protestation gehalten haben — ob es fruchtet? oder nicht? — I nu! so lassen wir's gehen. Wir werden's nicht ändern. —

Ich möchte wissen, was aus Theodor Körner geworden wäre, wenn er länger gelebt hätte. Er besaß das gewisse Schwunghafte, verstand ein Stück zu machen und es fehlte nur, daß er sich auf glückliche Stoffe fixirt hätte. Ich habe ihn nicht persönlich gekannt, denn während seines Aufenthaltes in Wien hatte ich die Poesie gänzlich aufgegeben. Ueberhaupt hatte ich seit je einen Widerwillen gegen die Oeffentlichkeit, was vieles Spätere an mir erklären muß. Mit 16 oder 17 Jahren hatte ich ein endloses Stück geschrieben und dem Theatersecretär Sonnleithner, meinem Onkel, zum Lesen ge-

geben. Er gab es mir als zu lang und unaufführbar zurück; doch habe es gelungene Details enthalten. Wie mißlungen es immer war, so muß ich doch jetzt sagen, daß es für einen jungen Menschen von 16 Jahren recht viel Gutes enthielt. Da ich übrigens mit ihm Einer Meinung war, so ließ ich das Stück liegen und — es liegt noch. Weil ich mir sagte, in der Kunst muß man Tüchtiges oder gar nichts leisten, so gab ich nach diesem ersten Versuche das Dichten ganz auf. Erst nach zehn Jahren schrieb ich die Ahnfrau. Ich lernte zufällig den damaligen Theatersecretär West (Schreivogel) kennen, welcher einige meiner spanischen Uebersetzungen gelesen hatte. Er lobte dieselben, meinte, daß ich dramatisches Talent habe und fragte, ob ich mich nie darin versuchte? Ich antwortete, daß ich mich wohl vor Jahren mit Poesie beschäftigt habe und auch jetzt wieder mit einem höchst wunderlichen Stoff mich herumtrage, doch hätte ich es längst aufgegeben. — Er forderte mich auf, ihm den Stoff zu erzählen; ich that es und er rief entzückt: »Das Stück ist ja fertig bis auf's Niederschreiben! Ich sehe, daß Sie Alles bis zur letzten Scene fertig haben!« — Dennoch ging ich mehrere Tage umher, ohne an die Ahnfrau zu denken. Aber eines Abends vor dem Schlafengehen wurde mir ganz wunderlich zu Muthe; ich schrieb die ersten fünf oder sechs Verse nieder, welche der Graf im Anfang spricht. Als ich nach sehr verworrenen Träumen Morgens erwachte, wußte ich nicht, wie mir geschah. Ich glaubte, mir sei unwohl; doch stand ich auf, wusch mich und frühstückte. Als ich mich sodann auf meinen Sessel setzte, fiel mir das Papier in die Augen — ich hatte ganz vergessen, daß ich gestern diese Verse geschrieben hatte. In der größten Agitation schrieb ich fort und — in sechzehn

gestellt, oder sie doch ohne Aufmerksamkeit gelesen. Das ist aber nicht der Fall; sondern wenn ich anfange zu merken, daß es nicht recht geht, daß der Dichter auf einem falschen Weg ist und nicht dahin kommen kann, wohin er will, so befällt mich beim Lesen ein beinahe trauriges Gefühl; dann denke ich nach, wie denn da zu helfen wäre und vermische dabei so das Gelesene und das, was ich selbst hineinlegte, daß ich am Ende Beides nicht mehr zu unterscheiden vermag. Daher kann ich Einem nur dann einen guten Rath geben, wenn ich sehe, daß das Gedicht, so wie es ist, oder mit einigen Abänderungen brauchbar ist.«

Am 2. Februar 1846.

»Die Oesterreicher sind jetzt von allen Deutschen vielleicht die Gescheitesten; aber es herrscht hier eine — nicht Dummheit, aber eine solche Gedankenfaulheit und daher Gedankenlosigkeit, eine solche Vorliebe für Spaßmacherei, daß selbst die Besseren heute gern über das lachen, wofür sie gestern begeistert waren. — Indessen, als Theil des Ganzen kann man sich über keine Zeit beklagen; wenn man sie aber in ihrer Concretion betrachtet und daß wir darin leben müssen, und wenn man aus der Geschichte weiß, daß es tausend so miserable Zeiten gegeben hat, so kann man sich doch nicht freuen darüber! Niemand wird die byzantinische Zeit gut nennen, aber vielleicht war sie nothwendig zum Ganzen.«

Am 30. April 1846.

»Raimund nannte die U . . . eine »Viechnation« und das war einer von seinen trefflichen Weltspäßen, deren er, bevor er zu schreiben anfing, unbewußt so viele sagte; später gelang es ihm bei weitem nicht so, besonders seit der große Ludwig Devrient ihn warnte, Zoten zu machen. Doch eben in dieser Mischung von Zote und Ernst bestand Raimund's Talent welcher außerdem ein beschränkter Mensch war. —

Der ungarische Landtag behagt mir doch noch besser als die würtembergische Kammer. Ich verstehe nicht ungarisch, aber man merkt an den Geberden und dem Fluß der Rede, daß die Leute Schwung haben und gewohnt sind zu reden; während die Deutschen, selbst der verehrungswürdige Uhland und andere geistreiche Männer stotterten, daß man Mitleid mit ihnen haben mußte.«

Am 14. Februar 1847.

»Hier in Wien haben die Leute doch noch einige Empfänglichkeit; aber draußen, in Preußen, Sachsen und diesen anderen negativen Staaten ist Alles durch die Deutschthümelei und durch Hegel verdorben. Mit ihren Stücken, die sie von der Straße holen! Die Poesie ist — mir wenigstens — ein Flüchten aus der Wirklichkeit; damit es aber Gestalten werden, muß es in die Wirklichkeit zurückkehren. Poesie ist Ausgang aus dem Leben und Rückkehr ins Leben. Wer aber auch Intention und Ideee aus dem wirklichen Leben entlehnt, der bietet uns Prosa. Die Wahrheit ist immer prosaisch, und die vergangenen Zeiten

sind, da sie Gegenwart waren, eben so prosaisch gewesen wie die heutige!«

Am 12. März 1847.

»Halm wäre ein ganz guter Dichter. Er hat die Gabe der Ausführung, und wenn man ihm einmal die Intention einer Scene zugibt, so wird er sie gewiß zur Zufriedenheit lösen. Es ist ein Zufall, wenn er einen passenden Stoff findet, er macht daher auf ein recht gutes gleich wieder ein recht schlechtes Stück. —

Der Papst könnte froh sein, wenn die Katholiken nur halb so viel glaubten, als die Protestanten. Aber in Oesterreich gilt er noch, weil Damen, welche aus Langweile, wie andere Weiber vor dem Spiegel sich putzen, auch ihre moralischen Locken kräuseln, weil diese, sage ich, zufällig in ihrer Bigotterie und Dummheit und Macht übereinstimmen. —

An dem jetzigen Zeitgeist gehen unsere zwei begabtesten deutschen Fürsten unter. Der baierische König, der so viel Kunstsinn unzweifelhaft besitzt, kann doch nicht ohne Anlagen des Verstandes und Gemüthes sein; aber er ist andererseits wieder so wie der König von Preußen, dessen Unglück das größte ist, das man sich denken kann: als Mensch zu billigen, was er als König verwerfen muß. —

Ah! Die Jenny Lind! Sie ist wirklich eine Zauberin. Und es ist merkwürdig, wie sie sich in das deutsche Wesen hineingelebt hat. Sie selbst gesteht, sie verstehe sich erst, seit sie die deutsche Sprache gelernt hat. Dabei ist im gewöhnlichen Umgang zu bemerken, daß sie sich beinahe Gewalt anthut, ihre Empfindung zurückzuhalten.«

Am 31. August 1847.

»Ich las kürzlich »Uriel d'Acosta«. Ich finde, Gutzkow und Andere haben Recht, zu thun, wie sie thun, weil das Publicum daran Gefallen findet. Es fehlt ihnen nicht an »falschem« Geist, und sie wissen eine Sache journalgerecht herauszuputzen. —

Ich habe Lenau nicht besucht. Ich habe ihm nie behagt, noch er mir. Das Wahrscheinlichste ist, er würde mich nicht kennen; oder wenn ja, so müßte er auf Kunst zu denken kommen, und das ist das Gefährlichste für ihn. Man sagt, sein Irrsinn sei in Folge einer Gehirnerweichung eingetreten; allein diese pflegt langsam zu wirken, während sein Irrsinn fast über Nacht ausbrach. Ich sehe dessen Ursache vielmehr in seinen poetischen Stoffen und den — obwohl geistigen — Mitteln, sich zum Dichten zu zwingen, was bei ihm nicht von innen heraus kam. Um einen »Savonarola« zu schreiben, muß man ein Dante sein. Wir Alle, die wir jetzt leben, sind es nicht im Stande. Dazu kam, daß er sich wegen dieser Stoffe in Studien stürzte, davon er nichts verstand. Er ging mit Geistersehern, wie Kerner, um, und wollte, was ihnen Meinung war, bei sich zur Ueberzeugung bringen. Mir sind alle seine Werke Meilenzeiger zu seinem jetzigen Wahnsinn. Am besten ist er noch in Naturschilderungen, wie in den ungarischen Scenen. Aber zu den philosophischen Stoffen fehlte ihm die Wissenschaft. Auf unseren Universitäten wird man nicht in die Wissenschaft eingeführt; man muß sie vom Anfang lernen; das thut man aber schwerlich, wenn man schon ein berühmter Dichter ist. —

Ueberhaupt ekelt mich das Treiben der Deutschen an, nicht nur in der Kunst, auch in Philosophie und Politik. An All'

dem ist Hegel Schuld, der sie wieder in die alte Gottsched'sche Charnier brachte, aus welcher Goethe und Schiller sie kaum gerissen hatten. Und sie rühmen sich Goethe und Schiller überwunden zu haben! Ja wohl haben sie sie überwunden! — Und wenn man nichts thut, so muß man auch nicht schreien. Ich versteh's auch nicht eine Constitution zu erzwingen; aber wenn ich auch das und das wünsche, ich schweige. Aber die Deutschen schreien und—lecken dann den Stiefel ab. Das thut kein Mann, nicht einmal ein Mannsbild! —

Ich habe kürzlich in Littrow's Schriften gelesen, und Vieles mit Interesse. Ich kannte ihn persönlich, kam aber selten zu ihm. Er lud mich oft ein, mit ihm auf seinen »Thurm« zu gehen. Ich fürchtete aber verrückt zu werden. In die Sterne schauen muß man an der Hand der Wissenschaft. Dem Astronomen sind sie Gegenstände der Berechnung; was aber soll ich mit dem Unermeßlichen? Ich kann mir dabei nichts denken; und wenn ich empfinde, könnte ich darüber zum Narren werden. Wir haben auf der Erde genug zu thun. Mein Grundsatz vor allem ist: »Was ich nicht lernen kann, damit gebe ich mich nicht ab.« Was geht's mich an? —

Einst sagte mir der Graf v. Stadion: »In Oesterreich muß man reich oder ein Beamter sein, sonst gleicht man einem Hund ohne Halsband: Jeder kann ihn treten und schlagen.« —

Am 26. September 1847.

»Lasse sich nur ja ein junger Mann nicht von einer Neigung hinreißen, zu heiraten. In der Jugend scheint es Einem freilich unbegreiflich, wie man ohne die Kathel oder Resel leben kann?

Aber es geht schon! Man muß es nur versuchen. — Wer wegen Geldes heiratet, ist ein Schuft; aber Nichts mit Nichts geht auch übel. Ich kenne viele junge Beamte, die sich damit ihre Carrière versperrten, weil sie in untergeordnete Verhältnisse heirateten. — Ich bin froh, daß ich schon alt bin (so leid es mir andererseits thut); denn ich verlebte meine Jugend doch in einer besseren Zeit, als die jetzige ist. Wer bei den heutigen Zuständen noch schreiben mag, den muß ich wirklich bewundern. Wer wird denn da den Heerdentreiber machen!«

Am 9. Jänner 1848.

»Wenn Bauernfeld Trauerspiele schriebe, so hätte man ihn längst eingesperrt. Ihn rettet nur das, daß die geistlosen Leute gern lachen und nicht wählig sind, worüber sie lachen. Seine letzte Broschüre gegen Hügel beweist nichts; denn mit dieser exorbitanten Manier kann man nicht nur das Dumme, sondern auch das Gute lächerlich machen. —

Ein gebildetes Publicum heißt — ein nachbetendes Publicum. Bildung ist immer nur bei Einzelnen. Das Publicum muß nach seiner natürlichen Empfindung urtheilen. Darum sind mir die rohen Wiener noch immer lieber als die anderen Deutschen. Der Gebildete bringt zum Glück oder — Unglück schon immer auch seine Gelehrsamkeit in die Empfindung. — Die Deutschen, die sonst so schätzenswerthe Eigenschaften haben, haben auch das ewige Tappen und Riefinden und gar keine Festigkeit. Alle fünf Jahre ändern sie ihre Ansicht. In Frankreich brauchte es zwei Jahrhunderte, um dem genre romantique Eingang zu verschaffen. So haben auch die Engländer ihre Grundsätze; und

wenn das auch wohl sein Uebel mitbringt, sie wissen doch, was sie wollen. —

Man wirft Kotzebue vor, daß er keine Ideen hatte. Er hat sie, die seiner Zeit. Für das große Publicum sind die Tagesinteressen der Geist der Zeit. Ueberall stehen sie bei Kotzebue im Hintergrunde, bald die falschen Rousseau'schen Ideen, dann wieder die Sclaven-Emancipation — wie wir jetzt die deutsche Einheit haben. Jetzt nach dreißig Jahren lachen wir darüber und nach dreißig Jahren wird man über uns lachen. Das mit Recht verhöhnte Stück: »Menschenhaß und Reue,« dieses H . . . stück, ist ganz im lockeren Geschmack jener Zeit und mit wunderbarer Geschicklichkeit gemacht. Mir ist es tausendmal lieber als Uriel d'Acosta. —

Ich bin ganz für die Tantièmen. Man sagt freilich, da bekommt der viel, der ein schlechtes Stück schreibt, und der ein gutes schreibt, wenig. Ja! Ein Theaterdirector ist zugleich ein Speculant, und so ist es billig, daß er den Gewinn mit dem theilt, der ihm denselben verschaffte. Sollen die Leute nicht hineingehen, wenn sie nicht wollen, daß die schlechten Stücke viel eintragen! Wie soll ein ästhetisches Gericht von Theaterdirectoren entscheiden? Wenn Regierungen brutal sind, und das Publicum dumm, soll der Mäcen allein der Theaterdirector sein und darüber zu Grunde gehen? Man mache es wie der Herzog von Weimar mit Goethe, und gebe den Dichtern eine Pension.«

Am 15. Februar 1848.

»Man hat seit Jahrhunderten die Wissenschaften verfolgt, zu Ausnahme der physikalischen, mathematischen 2c., die man für

unschädlich hielt. Nun fällt es den Leuten auf einmal ein, eine Akademie der Wissenschaften zu haben. Aber es fehlen alle Vorbedingungen dazu. Die Architectur hat noch keine Mittel gefunden, einen vierten Stock zu bauen, wo noch kein erster ist. Man meint, die Leute werden gleich da sein, wenn man sie haben will, ohne zu bedenken, daß wir keine berühmten Gelehrten haben, da die, welche etwas leisten können, längst ins Ausland gegangen sind. Dichter hat man aufgenommen, weil wir nur in der schönen Literatur Namen haben, von der Europa was weiß, ohne von der Idee auszugehen, daß alle Literatur aller Völker mit der Poesie angefangen hat. Sie wollten einen Friedrich Halm und einen Patriarchen haben, und mich haben sie gewählt — um das Protectionswesen zu beschönigen, haben sie auch Einen gewählt, den sie nicht mögen. — Ich lasse mich mit auslachen, aber austreten werde ich nicht. Ich gehe halt nicht hin!«

Am 1. April 1848.

»Ich bin nicht jung genug, um mich ganz der Freude zu überlassen. Ich sehe trüb. Die Slaven werden auf dem Reichstag die Majorität bilden, und so lieb es mir ist, daß der Stoß von Oesterreich ausging, hätte ich doch gewünscht, daß es von Preußen aus geschehen wäre, denn dort gab es schon einen Uebergang zur Freiheit. Wir hätten nachfolgen müssen und es wären uns die Nachtheile einer Revolution erspart geblieben. —

Als ich in den Märztagen am Burgplatze stand, rief neben mir ein Franzose, in Bewunderung der kürzlich noch so stürmisch

erregten und jetzt dankbar jubelnden Menge: »Quel peuple!« — Ja, unser Volk ist gut! — Aber Ludwig XVI. hat man auch die Pferde ausgespannt und nach wenigen Jahren haben dieselben Pariser ihn guillotinirt.«

Am 27. Juni 1848.

»Es ist als ob Alles wetteiferte, den Staat zu zerstören. Das Ministerium und das Volk machen dumme Streiche, der dümmste ist der Anschluß an Deutschland. Mir kommt das vor, wie wenn Jemand eigene Menage führt und in fremde Kost geht. Wie werden die Ungarn einem König gehorchen, der in seinem eigenen Lande nicht Herr ist? Und den Böhmen haben die Wiener am 15. Mai bei der Sturmpetition ein formelles Recht gegeben, eine provisorische Regierung zu errichten. Die Polen aber haben sich, wie die Juden, unmöglich gemacht. Ich war und bin noch für die Emancipation der Juden; aber jetzt ist nicht die Zeit dazu. Sie müssen sich erst rehabilitiren. Die Wiener haben sich hinreißen lassen. Was sie zu einem guten Publicum im Theater macht, dasselbe macht sie zu schlechten Politikern. Man spricht von Volksweisheit. Das Volk ist und war und wird dumm bleiben, außer wir haben einmal 80 oder 100 Jahre eine Constitution. Ich bin schon vermöge meiner Profession ein Freund von Allem, was Elevation heißt; aber man muß in dieser miserablen Welt — miserabel, weil die Menschen miserabel sind — ein Stück Prosa im Hinterhalt haben; man darf die Poesie nie ins Leben hineinziehen; sie ist etwas viel zu Erhabenes. Mir war immer dieses — Gesindel, das ins Theater geht und aus dem ich erst durch mein Stück ein

Publicum machte, das liebste und sein Urtheil hat mich immer gefreut. —

Ueberhaupt ist mir die ganze Revolution so durch die Finger gelaufen. Privatunglück hat mich fortgesetzt zerstreut. Auch habe ich mich seit je nur mit dem Reinen der Kunst und Wissenschaft beschäftigt; ich verstehe nichts von Politik und wüßte nichts Schlagendes zu sagen. Ich habe wohl mehrere Aufsätze angefangen, aber ehe sie beendigt sind, überkommt mich der Ekel über unsere Zustände. So lange ich die Nationalgarde, statt mit gesenktem Haupte, stolz herumgehen sehe, als ob sie Heldenthaten verübt hätte, kann ich mich nicht freuen. Wir brauchen vor Allem Ruhe. Constitution heißt Feststellung. Ich fürchte für unseren Reichstag. — Ich weiß, ich gelte für einen Schwarzgelben. Ich bin es auch; aber ein Schwarzgelber nach dem 15. Mai, nicht vor dem 13. März.

Aber alles das darf man nicht sagen; Niemand glaubt es. Alles Lob den jungen Leuten, welche die Erhebung hervorgerufen haben, aber das Regieren sollen sie Anderen überlassen. Knaben wollen die schwierigsten Fragen lösen, daran man in Frankreich, wo es doch gewiß nicht an gescheiten Männern fehlt, gescheitert ist. Bis jetzt ist die Nationalgarde mehr noch ein Spiel. Gegen die Brüder Arbeiter hat sie Muth, weil sie weiß, daß die Krampen und Schaufeln nicht losgehen. Wie wäre es denn, wenn der Soldat auch 25 Kreuzer täglich verlangen würde? er verdiente es doch mehr; er muß für fünf Kreuzer sein Leben preisgeben.

Ich habe mein Vaterland und meine Landsleute so lieb; darum schmerzt es mich so sehr, zu sehen, wie das Reich schmählich zerfällt.«

Am 10. Februar 1854.

»Der Fürst Schwarzenberg ist zu mir bis in den dritten Stock heraufgestiegen; aber er verschafft mir nicht die Möglichkeit, im ersten Stock zu wohnen. —

Da hat man mir einen Orden gegeben — ich weiß gar nicht, wie man das Band im Knopfloch befestigt!«

Am 18. Mai 1856.

»Unser Kaiser hat eine Gabe, einzunehmen, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist. Als ich bei der Audienz war, und vorstellte, daß ich glaube, ich verdiene bei der Pensionirung doch etwas günstiger als jeder andere Manipulationsbeamte behandelt zu werden, sagte der Kaiser — ich weiß nicht mehr welche Worte — es waren nur wenige Worte der Anerkennung meiner literarischen Leistungen, aber er sprach sie mit einer so gewinnenden Liebenswürdigkeit, daß ich uns nur Glück wünschen kann.«

Am 24. August 1861.

»Sie (die Frauenzimmer) sind da, um die Unglücklichen glücklich, und die Glücklichen unglücklich zu machen. — (Halb scherzhafte Aeußerung.)

Ich bin unfähig, meine Meinung in vier Versen niederzuschreiben. Ich finde den Ausdruck, die Reime nicht, und wenn ich sie finde, vergesse ich sie, ehe ich sie niederschreibe — so

geschwächt ist mein Gedächtniß. Hundertmal genannte Namen fallen mir nicht bei.

Ich lese jetzt den Aurelian, obgleich er mich langweilt, nur weil der Druck groß ist. Die neuen Bücher kann ich nicht lesen. —

Der ungarische Hochmuth! — Stolz kann man's nicht nennen, denn der gründet sich auf wirkliche Verdienste. Welche Verdienste haben sie denn? Daß die Hußaren gute Soldaten sind! —«

Am 26. December 1862.

»Ich bin froh, daß die Sitzungen (des Reichstages) vorüber sind, obgleich man sagen muß, daß genug gethan wurde. Wir kennen ja unsere Landsleute! Es war zu fürchten, daß sie da Unsinn reden werden. Im Ganzen ist es noch honorabel abgelaufen. —

Es scheint auch, daß Napoleon, durch seine Kränklichkeit gezwungen, die ewigen Hetzereien aufgeben will. So hätten wir endlich wieder Ruhe zu erwarten. Die Ungarn werden ja wohl auch einsehen, daß es so nicht geht. Bleibt nur die Finanznoth! —

Ich bin mit Uhland nur zweimal zusammengekommen, in Stuttgart und dann in Wien.

Wenn man schon 70 bis 80 Jahre alt ist, ist es in der Ordnung, daß man stirbt. Darum hat mich auch, ich gestehe es, die Nachricht von seinem Tode nicht besonders ergriffen.

Er war ein durchaus redlicher, liebenswürdiger Mann. Aber im Jahre 1848 hat er sich auf die Politik geworfen und wie sich ein Dichter auf dieses Feld begibt, ist er als Dichter verloren. Hartköpfig wie alle Schwaben, war er immer gegen den König, der die besten Absichten hatte und dem sich die Leute recht gut hätten vertrauen können. Aber Uhland war von denen, die immer noch mehr wollen. Und nicht daß er die höheren Fragen der Politik behandelt hätte — nein! über Malz- oder Schmalzsteuer, oder was weiß ich, hat er geredet.

In Wien hat er im Archiv nach alten Manuscripten gestöbert, um alte Volkslieder zu finden. Nun — ich kann Unrecht haben, vielleicht hat er Unrecht — ich habe darauf nie viel gehalten. Er war im Stande, einen Umweg von vierzig Meilen zu machen, um eine andere Lesart eines alten Liedes zu erlangen.

Das alles hängt mit der Deutschthümelei zusammen, die mir von jeher zuwider war. Ich bin auch ein Deutscher, aber ich wäre eben so gerne ein Franzos oder Italiener oder Ungar. Zwar — ein Italiener nicht, denn die sind heute gar zu miserabel. Aber ein Ungar, wenigstens um meinen Landsleuten zu sagen, daß ich von ihren Verkehrtheiten nichts halte.

In Wien hat Uhland sich so verstockt benommen, und vielleicht wegen seines schwäbischen Dialectes, daß ich mehr als einmal die Leute, die ihn fast wie einen Trottel betrachteten, erinnern mußte, daß sie es ja mit dem Dichter Uhland zu thun haben.

Wir Alle reden auch im Dialect, der Oesterreicher wird jedoch nie lächerlich werden. Aber wenn der Schwabe Geischt

statt Geist sagt, lacht Alles — so wie wenn der Sachse sein singendes Hochdeutsch anfängt.

Uhland konnte sagen — so wie ich von mir — die Musen haben mich, nicht ich die Musen verlassen.«

Am 12. August 1863.

»Pollhammer ist mir ein Vermächtniß Zedlitz's. Ein talentvoller junger Mann, nur mehr Schwung sollte er haben. Man wollte, ich sollte ihn beim Publicum einführen, wie Geibel — ich weiß nicht mit wem? — es gethan. Aber ich halte das für eine Anmaßung.

(Ueber Napoleon's »Das Leben Cäsar's«.)

Das war die ärgste Unverschämtheit! Aber endlich werden die Leute doch erkennen, daß die Napoleons eine corsische Banditenfamilie sind.«

Am 1. November 1870.

»Als Deutscher muß ich mich über den Erfolg dieses Krieges (gegen Frankreich) freuen, aber ich fürchte die Präponderanz Preußens fast noch mehr als die Frankreichs. Bismarck wird nun nach allen Ländern, wo noch ein deutsches Wort gesprochen wird, seine Hand ausstrecken.

Von Rußland besorge ich weniger, denn wenn der Kaiser jetzt die Gelegenheit nicht benützte, sich in Deutschland einzumengen, so wird er es künftig kaum eher.

Ich bin froh, daß ich 80 Jahre alt bin und von den Weltereignissen wenig mehr berührt werde. Und wie es heute bei uns

aussieht, muß ich sagen, ich bin kein Deutscher, sondern ein Oesterreicher, ja ein Niederösterreicher, und vor allem ein Wiener. —

Es kann noch immer ein unerwartetes Wunder kommen. Ich denke noch daran, wie im Jahre 1811 alle Welt den Kaiser Napoleon für unbesiegbar hielt und die Hände in den Schooß legte. Nach einem Jahre ist er mit seinem ganzen Heer in Rußland durch den Frost umgekommen. So kann auch heute die preußische Macht gebrochen werden.«

Am 10. März 1871.

(Nach der Feier seines 80. Geburtstages.)

Ich: »Ich komme um zwei Monate später mit meinem Glückwunsch als alle Uebrigen.«

Grillparzer: »Ich bin überzeugt, daß Sie an mich dachten, wenn Sie mir auch kein Wort sagten. Das Ganze hat mich krank gemacht. Sie kennen mich, daß ich nicht affectire, aber es hat meine Nerven zu tief ergriffen. — Und wie geht es Ihnen?«

Ich: »Ich will sagen — gut.«

Grillparzer: »Ja, es geht so schlecht in der Welt, daß der Einzelne über seine Lage nicht klagen soll. — —

Löwe war ein recht brauchbarer Schauspieler mit seinem wilden Losstürmen. Aber die früheren Theaterdirectoren hatten ihn so verwöhnt, daß er unter Laube glaubte auch stets seinen Willen durchsetzen zu können. —

Die Welt ist so zerfasert, daß heute ein Talent kaum bemerkt wird. —

Auf meinem Kopf liegt ein beständiger Druck. Lenau ist wahnsinnig geworden — ich fürchte, ich werde blödsinnig. Ich wollt', es wäre vorüber!«

Am 12. September 1871.

»Die Polen und Czechen wird man nie befriedigen. Je mehr man ihnen gibt, um so mehr werden sie verlangen. (Bitter:) Sie haben Recht! man hat den Ungarn auch Alles bewilligt! — Wir brauchten fünf Jahre einen Bismarck — der würde schon mit ihnen fertig werden! —

Ich war heuer drei Monate in Baden, da hat es fast täglich geregnet; seit ich zurück bin, ist schönes Wetter. Jetzt kann ich kaum noch geh'n.«

(Als ich schon an der Thüre war, rief er mir mit wehmüthig freundlicher Stimme nach:) »Denken Sie an mich, wenn ich nicht mehr bin!«

Und ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen!

Abschrift

eines Briefes von Franz Grillparzer an N. Kachan, einen früh verstorbenen jungen Dichter.

»Ich habe Ihre Gedichte mit wahrem Antheil gelesen. Besonders die reimlosen sind voll männlicher Gedanken in schönem, eigentlich poetischem Ausdruck. Dagegen schienen mir die gereimten häufig schwächer. Der Gedanke kämpft mit der Form und diese letztere ist nicht genug durchgearbeitet, nicht scharf genug ausgeprägt. Es ist zwar überhaupt ein Fehler der neuern Zeit, durch das mißverstandene Beispiel Goethe's in Deutschland an der Tagesordnung. Man muß aber nur um so mehr dagegen ankämpfen.

Gedichte sollen nur Demjenigen leicht erscheinen, der sie liest, dem Dichter selbst müssen sie nicht nur ein Genuß, sondern auch eine Arbeit sein. Gediegenheit der Form ist die zweite gleich wichtige Hälfte jeder Kunst. Der nackte Gedanke gilt nur in der Philosophie, nur in der Wissenschaft macht das Kleid nicht den Mann. Wer so reich ist wie Goethe und Shakespeare, mag immerhin mitunter die rohen Barren auswerfen, wir Anderen müssen uns hierin eher Schiller und Uhland zum Muster nehmen. D'rum etwas mehr Sorgfalt, den Gedanken gehegt, die Form durchgearbeitet und Sie sollen sehen!

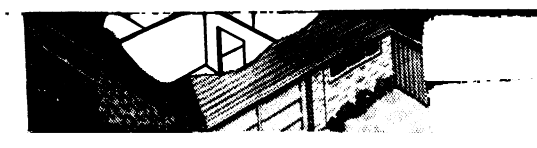
Mit aufrichtiger Achtung

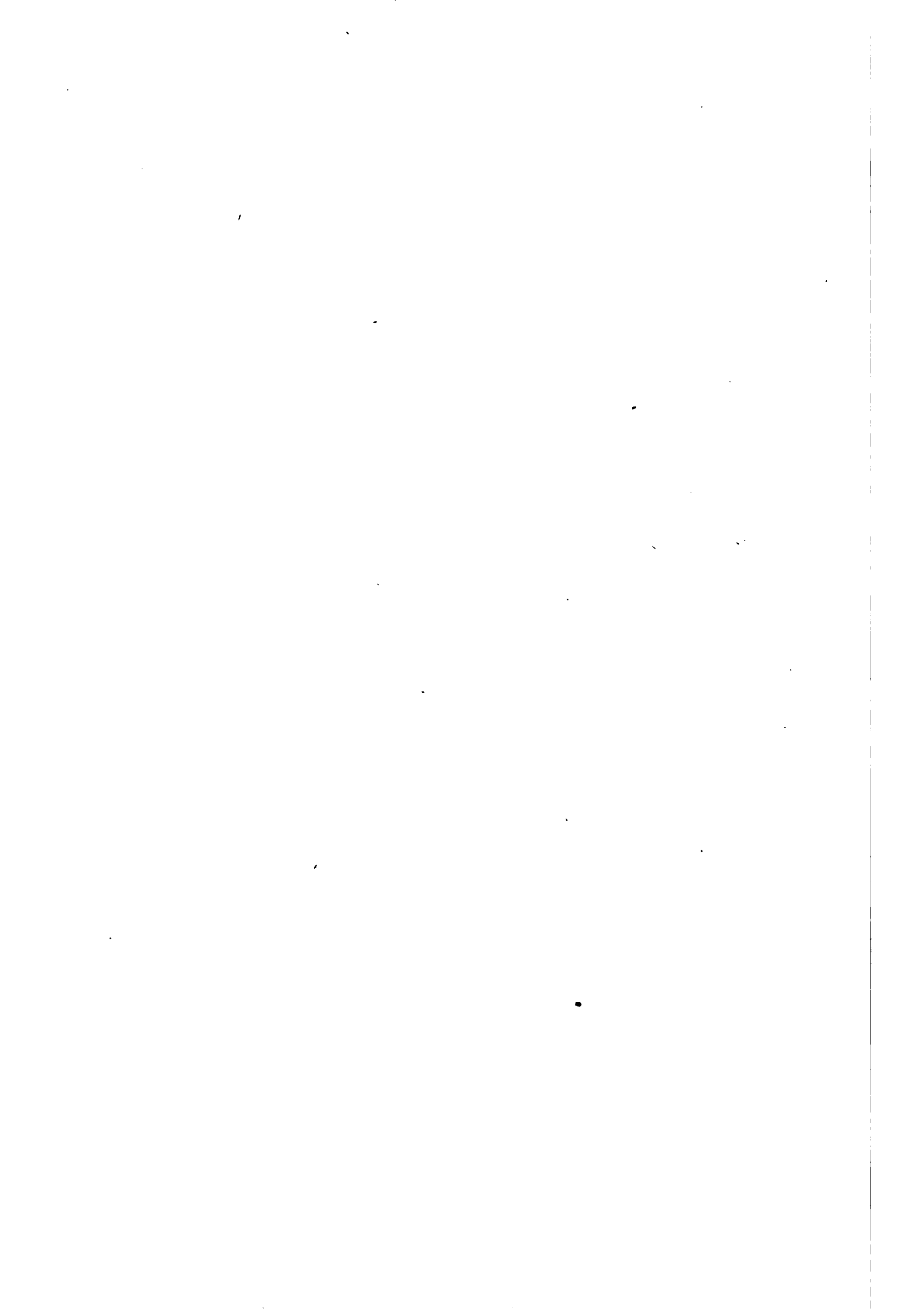
Grillparzer.«

Druck von Leopold Sommer & Comp. in Wien.

EVERYONE CAN AFFORD!

When summer heat and humidity hit—don't be without the pleasure





Whi[illegible]
Aut[illegible]
bi[illegible]

